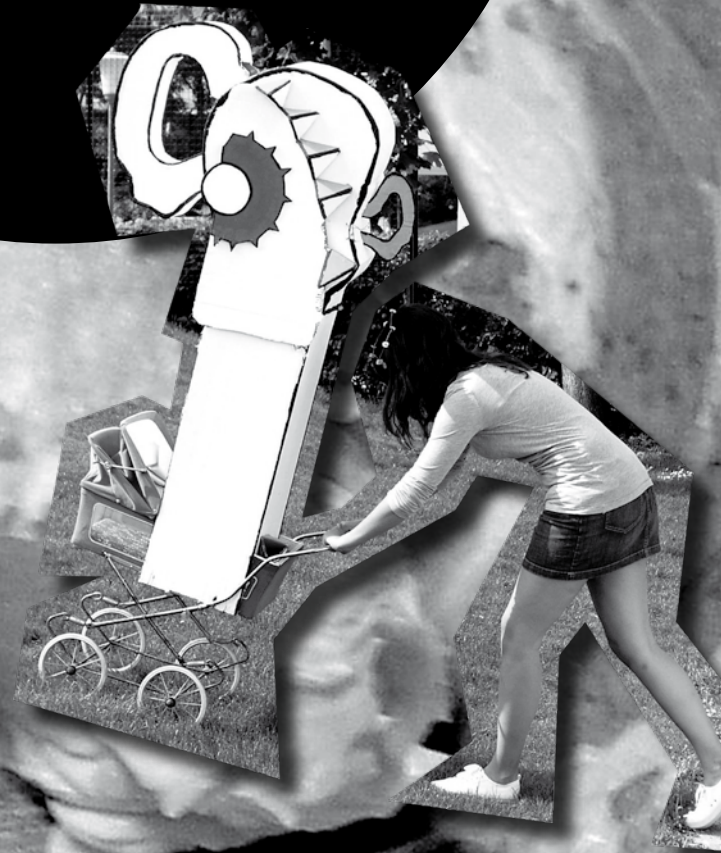


mythos



editorial

Aber vom Paradiese her weht ein Sturm
(Walter Benjamin)

Begonnen hat alles im Paradies: Der verbotene Genuss, der Tabubruch, der Biss in die verhängnisvolle Frucht und in deren Folge die entzaubernde (Selbst-)Erkenntnis setzen also diese erste, alle anderen Geschichten und Geschichte überhaupt, erst in Gang: Adam und Eva, Kain und Abel. Oder aber Prometheus’ Diebstahl des Feuers, der Anfang der Zivilisation: Was Adam und Eva mit Prometheus verbindet, ist, dass sie alles wollten - oder zumindest mehr, als ihnen zugestanden wurde.

Siegfried und Kriemhild, Parzival, Iason und Medea, Ödipus, Odysseus, Orpheus und Eurydike, Pallas Athene, Achill, Medusa, Midas und viele andere mehr - bei näherer Betrachtung sind sie uns erstaunlich ähnlich: Gierige und Aufbegehrende, Unterworfenen und Schicksalsergebene, Bewahrende und Schöpferische, Rachsüchtige und Trauernde, Überirdische und Animalische, Sieger und Verlierer, Liebende und Selbstverliebte, Söhne und Töchter eines imaginären Göttlichen, aktiv Handelnde und doch Triebkräften ausgeliefert, die ihnen viel weniger Wahl lassen, als sie wahrhaben wollen. Ja, es stimmt: Wir sind wie die Götter. Also erzählen ihre Geschichten von uns. Vielleicht lieben wir Mythen jeglicher Art auch deshalb. Weil sie intuitives Wissen über die menschliche Natur (schon wieder ein Mythos!) bergen.

Heute, da die Macht der Bilder und die Macht eines scheinbar aufgeklärten Diskurses die Macht der alten Geschichten gebrochen hat, versteht man unter Mythen oftmals nur noch Embleme, Bilder, Ikonen, in denen die verstummten Erzählungen gleichsam verdichtet aufleuchten: das Gesicht der Garbo. Erlöserparaphrasen wie Che Guevara. Die Freiheitsstatue. Die rote Fahne, der einsame Cowboy mit der Marlboro im Mundwinkel, der in den Sonnenuntergang reitet. Stars und Stripes. Die rauchenden Ruinen des World Trade Centers. Die zu Bildern geronnenen Erzählungen des Mythischen verbrauchen sich schnell.

Moderne Mythen entstehen fortwährend neu und vermitteln doch immer Varianten der alten Geschichten. Vielleicht begreift der Mensch, auch mittels Begegnung mit dem Archetypischen, ein wenig auf dem Weg zum Tod und trotz der Furcht davor, die ihn sein Leben lang begleitet und die (um einem Gedanken Lenins zu folgen) nicht unwesentlich zur Imagination der Götter beigetragen hat.

Wie sollte es anders sein, da doch die Sehnsucht nach vereinfachender Sinnstiftung den unzerreißbaren roten Faden des mythologischen Textgewebes bildet?

Was sind Mythen? Das Geheimnisvolle, bezaubernnd oder bedrohlich Rätselhafte, entmachtet mittels eines rationalen Diskurses, aber doch nicht endgültig. Es mag etwas Wahres daran sein, wenn der Romantiker Schelling den Menschen als Instrumente des Mythos versteht, unter der Voraussetzung, dass wir das von der Sehnsucht nach dem Irrationalen geprägte Wissen der Romantiker als Vorbewusstsein über die von Freud postulierte Erkenntnis über die Macht des Unbewussten begreifen.

Wobei das mythische Erzählen nicht per se irrational erscheint. So präsentiert sich beispielsweise die Erzählung von der Vertreibung aus dem Paradies als folgerichtige Geschichte von Ursachen und Wirkungen: Adam und Eva wurden aus dem Paradies vertrieben, weil sie von der verbotenen Frucht gekostet hatten. Die Unterwerfung der Frau und die Mühsal des Lebenserhalts wurden dadurch legitimiert und erklärt. Erst die Aufklärung gab uns das geistige Werkzeug, die Prämissen alles Erzählten konsequent zu hinterfragen.

Am Anfang standen stets die großen mythischen Erzählungen über das dunkle Woher und Warum, aus einer Zeit, in der wir noch wenig über uns wussten: Die Wissenslücken verlangten nach Füllung und die Sehnsucht nach Sinn und bergenden Zusammenhang alles Existierenden fand ihren Ausdruck im Erzählgut aller Völker. Aus den Geschichten von Ödipus, Prometheus, Sisyphos und anderen sollen wir also wissen: Gegen die Macht des Schicksals sei kein Kraut gewachsen. Gerade unsere Auflehnung dagegen treibe seinen Vollzug voran. Befreiung, Emanzipation vom Schicksal in einem modernen Sinne ist weder denkbar noch wünschenswert. Alle, die es wagen, sich aus den durchaus grausamen Verstrickungen der Schicksalsmächte zu lösen, würden von ihnen eingeholt und bestraft.

Erst in der Aufklärung, zum Beispiel in Imma-

nuel Kants Diktum vom mündigen Menschen, der Faulheit und Feigheit überwinde und seine Geschicke je nach Möglichkeit in die eigenen schwachen Hände nehmen, finden wir das geistige Werkzeug, die festschreibende Macht des Mythos, des scheinbar Gott- oder Naturgewollten zu hinterfragen und als Ideologie zu erkennen, die unterschiedliche Machtverhältnisse legitimiert.

Ist der Mythos, das Mythische schlechthin, damit erledigt, ein gefährliches Überbleibsel aus Zeiten, in denen die Erde eine Scheibe und die Geschichte des Einzelnen nichts als ein mehr oder minder glückhafter Ablauf des Vorgegebenen zu sein hatte? Der Gültigkeit gerade von „modernen“ Mythen mit analytischem Misstrauen zu begegnen, ist gewiss geboten. Vielleicht sind die Götter tot, die Sehnsucht nach Sinn (und nach sinnstiftender, verbindlicher Erzählung im übertragenen Sinn) ist es gewiss nicht. Dieses Bedürfnis zu bekämpfen macht keinen Sinn. Auch der aufgeklärte, mit welchem Ismus auch immer attribuierte Mensch ist zu einem Mythos erstarrt, zu einer überhöhten Lichtgestalt, die einen hässlichen Schlagschatten wirft. Der von Nietzsche, Heidegger und Sartre in unterschiedlicher Konsequenz erdachte Mensch, der sich selbst entwirft und die Fesseln seiner kulturellen Prägung völlig abwirft, hat sich als Illusion erwiesen – wenn auch diese Ideen wunderbare geistige Befreiungsschläge ermöglichten. Das Nicht-Erklärbare macht uns Angst und fasziniert uns. Manchmal macht es uns auch glücklich. Die Zeit der großen verbindlichen Erzählungen aber scheint vorbei: Wir werden weiterhin mit einer Pluralität der Geschichten und sinnstiftenden Modelle leben müssen. und uns dem widmen, was nur uns in dieser Weise möglich ist: Mit den Mitteln der Kunst und denen der Wissenschaft versuchen zu erkennen und allen Erzählungen über die menschliche Natur, über unser Wesen, die Welt - auch denen der modernen Naturwissenschaften - nur eine relative Gültigkeit zugestehen, sie vielleicht als Stufen auf einer Leiter zu verstehen oder als Gang durch ein Labyrinth, dessen vermutetes Zentrum nicht erkennbar ist.

Gudrun Seidenauer

„Mythos“ – was ist das? Freilich werden nun viele meinen, dies zu erklären wäre sehr einfach, da habe uns doch die (noch immer praktizierte) humanistische Bildung den ganzen Mythenschatz der griechischen und römischen Antike ins 21. Jhdt. herübergerettet, zwar in ordentlich abgespeckter Form, wie es für unsere Zeit so schicklich ist und bisweilen auch medial zurechtgebo-gen (flottes CD-Hörerlebnis von Köhlmeier statt Schwabs „Klassische Sagen“ im gehobenen Bildungsbürgerdeutsch). Man braucht nur aus diesem reichen Schatzkästlein der Überlieferung die eine oder andere Geschichte herausnehmen um sie zu illustrieren, also ins Bild setzen, und schon ist der Sache gedient. Vielleicht könnte man die eine oder andere biblische Geschichte aufgreifen (die kennen die Schüler zwar gar nicht mehr), aber irgendwie sind einige recht griffig in ihrer Bildhaftigkeit und sprechen die Phantasie der Kinder an: Adam und Eva, die Vertreibung aus dem Paradies, Sintflut, Moses Flucht aus Ägypten und einige wenige andere. Da sind auch noch die Volksmärchen, die haben ja auch irgendwie mit den Mythischen etwas zu tun. Dieser erste Ansatz ist zwar konventionell, trotzdem sehr brauchbar. Die Geschichten hinterfragen sich nicht, wie wir alle wissen. Dieser Ansatz ist sentimental und retrospektiv, vielleicht auch ein wenig gemütlich. Der zweite Ansatz konstruiert sich aus einem sprachlichen Missverständnis: ein Mythos sei so etwas wie ein Missverständnis, ein Irrtum, eine Lüge. Diese Vorspiegelung falscher Tatsachen gelte es nun zu entlarven und den Zustand der Wahrheit wieder herzustellen, sei es nun argumentativ oder bildhaft, auf jeden Fall aufklärend, demaskierend, wenn auch immer ein wenig moralisierend. So bestehe also, vereinfacht formuliert, in den beiden Mythenbegriffen eine Kluft zwischen den alten, verblassten Vorstellungen der fernen Vergangenheit und den Lügen der Neuzeit. Beide Ansätze haben ihre Berechtigung, fußen in methodischer und didaktischer Hinsicht auf einer langen Tradition und sind aus ihrer Vertrautheit heraus gut umzusetzen. Wenn nun allerdings gewisse Zweifel an beiden Vermittlungsmethoden mythischer Tradition bzw. Demaskierung derselben aus aufklärerischer Perspektive aufkommen, genährt aus den Ideen und Sichtweisen aktionistischer Praktiken in der Bildenden Kunst, im Theater, im Tanz und an-

mythos?

mythos!

mythos...

deren künstlerischen Bewegungen, die sich der Idee eines Gesamtkunstwerkes verpflichtet fühlen, bedarf es einer dritten Methode. Ich wage hier auch eine zweite Vermutung anzuschließen: den Mythos, der in sogenannten primitiven bzw. religiösen Gesellschaften praktiziert worden ist und die über ihn ihre Identität konstruiert haben, gibt es nicht mehr. Er ist aus unserem Leben verschwunden, und wenn wir vom Mythos reden, dann sprechen wir über verschiedene Geschichten, die wir als Mythen bezeichnen, weil wir den Dingen einfach eine Bezeichnung geben müssen. Der moderne Mensch ist aus seiner Logozentriertheit heraus mythenunfähig geworden, er ist fern dieses Lebensprinzips, er denkt rational und kausalistisch, handelt hedonistisch, meist egozentriert und sieht sich bestenfalls als das Produkt einer historischen Epoche. Er ist gar nicht in der Lage mythologische Lebensprinzipien seiner Existenz zu Grunde zu legen, weil er sich ausschließlich als Individuum versteht und das Kollektiv (nicht die Masse!) als notwendiges Übel empfindet. Dort, wo noch kärgliche Restbestände und leise Ahnungen im Verhalten von Menschen wie ein fernes Wetterleuchten vom Zustand mythologischer Identitätsfindung künden, werden sie meist zum Gespött der Allgemeinheit. Nur in der bewussten Distanzhaltung (historisierend, sentimental oder zynisch) oder in der künstlerischen Übertreibung („Künstler dürfen alles, da sind die Regeln normativen Handelns aufgehoben“) sind wir in der Lage, uns dem Thema zu nähern. In seinem Film „Stalker“ (1978/79) zeigt der russische Regisseurs Andrei Tarkowski das Eindringen dreier Personen in die „Zone“, die sich aller rationaler Beschreibungen und Erklärungen entzieht. (Die „Zone“ ist als ein Terrain beschrieben worden, in dem Zivilisation in Natur zurückgesunken ist. Darin suchen die drei letzten Menschen – zu interpretieren als Verkörperung der Trias von Religion, Kunst und Wissenschaft – den Weg zu jenem Projektionsraum des Glücks, dem Zimmer, an das der hoffnungslose und elende Stalker wie ein Gläubiger auf der Suche nach Erlösung gebunden ist.) Alle symbolische und allegorische Deutungen des Geschehens erweisen sich als sinnlos. „Es gibt hier keine Allegorie. Ich bin mehr interessiert daran, das Leben selbst aufzudecken“, äußert sich der Regisseur den drängenden Fragen ratloser Kritiker bezüglich der Deutung des Geschehens. Bedeutung erlangt ein Geschehen nicht wirklich durch seine vordergündige Interpretation, sondern durch seinen Lebensvollzug. Wenn wir also über Mythen sprechen, sie be-malen oder nachvollziehen, lassen wir immer das Leben beiseite und arbeiten tote Bildungsgüter ab. Wir sind längst zu Menschen geworden, die das Er-Leben aus zweiter Hand betreiben, damit aber ganz zufrieden sind.

Wovon handelt nun unsere Ausstellung „Mythos“, wovon künden die vielen wunderbaren Schau-stücke und Texte jener talentierter Schüler, die ein Jahr lang angehalten wurden, über dieses Thema zu arbeiten? Zeugen sie von einer Erinnerung, thematisieren sie eine letzte Ahnung jener Zustände aus einer archaischen Epoche, die man getrost als durch den Mythos definiert bezeichnen durfte? Oder ist dies ein Thema über die Vergleichlichkeit, über das längst Entschwundene und deshalb auch nicht mehr Begreifbare? Das Merkwürdige allerdings ist, dass sich in allen Arbeiten der Schüler eine Vorstellung von Mythos einschleicht, der unmittelbar und authentischer ist, als es die aufgeklärte Theorie vom Bewusstsein des Menschen im 21. Jhdt. zugesteht. Vermutlich gibt es Hintertüren, die unversperrt geblieben sind, Brachen der Psyche, die von der Wissenschaft übersehen wurden, Freiräume, die noch nicht wegrationalisiert wurden. Obwohl der archaische Mensch gerade der Struktur des Mythos' bedurfte, um sich von der Bedrohung des Chaos abzugrenzen, ein heilendes Zentrum gegen die destabilisierenden Kräfte des

Unbekannten zu konstruieren, sind es jetzt die Gebiete des Diffusen, des Unstrukturierten, des Unvorhersehbaren, die dem Mythischen heute Raum geben. Und es sind Räume, die dringender denn je benötigt werden.

Die vorliegende Zeitschrift unternimmt den Versuch, über ausgewählte Arbeiten von Schülern des Musischen Gymnasium (zu einer vollständigen Präsentation der Arbeiten und Texte siehe den erscheinenden Almanach und den Überblick zur Ausstellung im Folder „Mythos“) eine bestimmte Position in der Standortbestimmung der pädagogischen Arbeit mit Schülern (Bildnerische Erziehung, kreatives Schreiben) zum Thema „Mythos“ darzustellen und zu reflektieren. Die Texte, Bilder und Aktionen beschreiben die Auseinandersetzung pointiert und liefern, wie wir hoffen, sowohl für das Inhaltliche als auch den formalen und didaktischen Bereich eine Fülle von Material für eine fortgesetzte und weiterreichende Diskussion.

Die Beiträge könnte man in folgende Gruppen einteilen:

die Rekonstruktion des Mythosbegriffs über das Handeln
die Neukonstruktion des Mythosbegriffes über die Definition des Ortes und der Zeit
die Dekonstruktion falscher Mythenbegriffe

Letztendlich geht es um die Beweggründe, die pädagogisches Handeln im weitesten Sinne ausmacht. Dafür möchte ich wieder den Filmkünstler Andrei Tarkowski zu Wort kommen lassen: „Die Schlußparabel (von Stalker) soll nichts anderes besagen, als dass eine gewisse Hoffnung besteht: Die Zukunft ist in den Kindern.“

ein kleiner Hinweis am Rande: vermutlich hat Mythos als sinnstiftender Lebensentwurf etwas mit der Vorstellung des Katholischen zu tun. Wenn wir unter „katholisch“ das allumfassende, allgemein Gültige verstehen (so der Anspruch aus dem kirchlichen Selbstverständnis, aber auch aus dem griechischen Begriff abgeleitet), dann kann man den Ort der katholischen Kirche auch als einen des praktizierten Mythos ansehen. Wer es moderner haben will: Mythos hat etwas mit Fußball zu tun. Auf einem klar abgegrenzten (heiligen) Feld vor einer tief gläubigen Anhängerschaft findet nach ritualisierten Regeln ein Spiel statt, das jedesmal eine neuen kosmologischen Wurf verspricht. Die Orte der Kirche und das Stadiums sind äußerst ähnlich: die Tabuzonen, der Tabernakel (das Tor), die Erlösung, die Heiligen, und vor allem die Kontinuität. Als in der Reformation der Mythos die Kirchen verließ und zum reflexiven Wort wurde, reagierten diese mit übersteigertem Illusionismus (Barock). Wohin führt uns die Entwicklung im Sport?

Anton Thiel

Mythos trifft Wirklichkeit

grenzenlos

märchenstill
bewegt der adler
er schwebt im federweichen licht
und seine geschwungene sprache
sieht
meine dunklen farben

gib mir einen pinsel
ich male eine welt

der ozean schwingt zur musik
meine windgeformten wolken
erzählen regenfabeln
zeichnen wasserbrücken
auf die schwelle
der mond

verschenkt verblasste wege
jeder
ist mein ziel

meine hand
greift nach dem dunkel
die schwarze seide
fängt mich auf

warum ist es nur ein bild?
ich tauche nach der farbenschwebe
- der rahmen bleibt

Veronika Bachleitner 5m



Mythenerzähler – vom (physiognomischen) Verhältnis einer erzählenden Person zu seiner Geschichte

Lebensgroße Tonbüsten (4i) eines Mythenerzählers mit reliefartig eingeschriebenen Szenen jener Geschichten, die er gerade erzählt (biblische Geschichten, Odyssee, Aeneas). Jeder Mythos lebt von der erzählten Geschichte, wobei sowohl der unablässig variierte, doch in seiner Grundstruktur stets gleichbleibende Handlungsverlauf und der Vorgang des Erzählens selbst von Bedeutung sind. Die Faszination geht vorerst einmal von der Person aus, die die mythische Erzählung tradiert und mit Lebendigkeit erfüllt.

Figuren: Eva Schitter & Isabella Reichsöllner 4i

Die Sprache starrt nur stets aufs Meer, sie antwortet dem Erzähler nicht und lässt geschehen. (Flora Frisardi 8a, aus Sprachskepsis/Spezialgebiet)



Am Anfang war die Bowlingbahn

Ein Wesen von enormer Größe, Tephios genannt, fand einst bei jener Bowlingbahn Rast, nach einer langen, beschwerlichen Reise durch die Galaxien Smatyr und Hephivot. Jener Riese Tephios streckte seine Arme zu Boden und hob eine blaue Bowlingkugel auf, die zwischen seinem Daumen und Zeigefinger Platz fand, und musterte sie mit kindlicher Begeisterung. Da er nicht so recht wusste, was er mit der Bowlingkugel anfangen sollte, führte er den blauen Ball zu seinem Mund und schob ihn zwischen seine Lippen, seine gewaltige Zunge quetschte die Kugel an seinen Gaumen, ließ sie von der einen Wange in die andere wandern, bis er schließlich mit großer Wucht versuchte, die harte Schale zu knacken und seine Backenzähne aufeinander schlug. Ein gigantischer Schrei, der die Kegeln zu Fall brachte, ließ die Wände erzittern. Tephios spuckte die unversehrte Kugel aus, sodass diese mit großer Wucht den Boden durchschlug und ein Loch in die Bowlingbahn riss. Der Riese, über das widerspenstige Spielzeug sehr verärgert, nahm die restlichen Kugeln und wütete durch die Bowlingbahn. So geschah es, dass die Planeten ihren Platz in unserem Weltall fanden. Er packte eine gelbe Kugel und warf sie aus dem Fenster, eine rote warf er der blauen durch das Loch im Boden hinterher, eine weiße schoss er mit dem Fuß durch die Wand. Die blaue Kugel bezeichnen wir heute als unseren Heimatplaneten, die Erde, gefolgt von dem roten Planeten Mars, dem weißen Monde, und weit draußen die Sonne, die seither in grellem Gelb leuchtet. Weitere Bowlingkugeln in den verschiedensten Farben rollten über die Bowlingbahn auf ihn zu, unaufhörlich, immer mehr. Tephios schlug mit den Händen und Füßen um sich, um die schweren Kugeln abzuwehren. Er schleuderte sie in alle Richtungen, weit hinaus in das Weltall. Noch heute verweilt Tephios auf der Bowlingbahn, ewig dazu verdammt, Planeten in die verschiedenen Galaxien zu bringen.

Bea Grubenthal 6m

Vom Handeln, Fragen, Verstehen und Missverstehen oder: Das Wesentliche geschieht auf den Seitenpfaden

Ein Schwerpunkt der Literaturgruppe der 6. Klassen in diesem Jahr war journalistisches Schreiben – auf den ersten Blick ein Schwenk weit weg vom Jahresthema Mythos. Über die Idee, neben der Präsentation journalistischer und literarischer Texte zum Thema eine auch projektbegleitende Zeitung zu gestalten, ergab sich an manchen Stellen eine mögliche Verbindung: SchülerInnen der Literaturgruppe besuchten Aktionen der BE-Gruppe 7aim, informierten sich im Vorfeld, beobachteten, diskutierten und schrieben Berichte. Dabei taten sich einige spannende – und auch spannungsreiche – Diskussionsfelder auf, die sowohl das Verständnis des Begriffs Mythos als auch pädagogische Fragen berührten: Wie bringen wir SchülerInnen in Bezug zu einem Thema, das trotz inhaltlicher Breite und einer großen Vielfalt an Konkretisierungsmöglichkeiten als solches zunächst ziemlich abstrakt ist? Oder anders formuliert: Wenn wir davon ausgehen, dass archaische und mythische Bilder, Geschichten, und Vorstellungen verdeckte Schichten unserer Bewusstseins, unserer Wahrnehmung und unser Handeln nachhaltig prägen, auf welche Weise machen wir sie uns bewusst, wie gestalten wir sie und reagieren darauf mit den handwerklichen Mitteln, die wir zur Verfügung haben? Nun wissen wir, dass Formen Inhalte generieren und umgekehrt. Das eine muss zunächst vom anderen getrennt gedacht werden, was im Grunde ganz und gar unmöglich ist. Vor dieser paradoxen Situation befinden wir uns als LehrerInnen vor jeder Aufgabenstellung: Mit der Wahl der Mittel, der Technik, der inhaltlichen Lenkung geben wir vieles vor, eben um bestimmte Erfahrungen im Tun zu ermöglichen. Eine Frage, die sich uns dabei immer wieder neu stellen sollte, ist die nach dem Freiraum, den wir dabei ermöglichen. Dieser ist kein Wert an sich, eher eine variable Größe, die sich nach unseren pädagogischen Intentionen richtet und die glücklicherweise nicht immer völlig berechenbar ist. Zur Aktion „Ich und Du, Müllers Kuh...“ der BE-Gruppe 7AIM ergaben sich bei allem Interesse und bei aller positiven Neugierde dem Projekt gegenüber einige Fragen und Beobachtungen, die bei allen vier LiteraturschülerInnen auftauchten und nach Beantwortung drängen: Die Häuser aufbauenden, Brot verteilenden, Schokolade gießenden und sonst engagiert arbeitenden BE-SchülerInnen wollten oder konnten wenig Auskunft über die Absichten ihrer Arbeit geben. Dies verwunderte, irritierte und führte zu intensiven Gesprächen über verschiedene Formen des Lernens, über Bedeutung und Fragwürdigkeit des nachvollziehenden Tuns, über die Notwendigkeit oder manchmal Hinderlichkeit (?) des Wissens und nicht zuletzt über die Rolle der LehrerInnen als derjenigen, die Formen, Inhalte und Ideen mehr oder weniger engmaschig verknüpfen. Gerade im Kontext des Themas Mythos bekommen diese Fragen spezielles Gewicht: Das nachvollziehende, gewissermaßen rituelle Tun ist Teil der mythischen Praxis. Legt man allerdings autonome Kreativität, eine auf der Balance zwischen geleiteter und eigenständiger Kreativität beruhende Praxis, als Maßstab an, kommt man als LehrerIn ebenso wie als SchülerIn an der erlebten Irritation nicht vorbei. Dass sie sichtbar werden und Gegenstand der Diskussion werden konnte, empfinden wir als Bereicherung – egal zu welchen Schlussfolgerungen wir jeweils dazu kommen. Es ist eine Chance (wenn auch nicht immer bequem), zu hören, wie SchülerInnen das erleben, was sie tun oder beobachten. Dass wir LehrerInnen dabei argumentativ zumeist gewissermaßen „am längeren Ast sitzen“ und es uns ein Leichtes ist, die Einwände, Fragen und Beobachtungen von SchülerInnen abzutun, versteht sich. Doch der andere Weg ist in jedem Fall der spannendere. Er führt ins Ungewisse, dorthin, wo Bescheidwissen und Rechthaben (die traditionelle Domäne der LehrerInnen) ebenso ihre Eindeutigkeit verlieren wie das Tun=man-ihnen-aufträgt der SchülerInnen. Beides sind – ganz ohne Polemik – nötige Elemente des Lernens und Lehrens. Aber längst nicht alles.

Guidrun Seidenauer

Und noch ein paar erfreuliche Seitenpfade

Missverständnisse sind unser täglich Brot. Sie sind dann ganz brauchbar, wenn sie diskutiert und eventuell auch ausgedrückt werden können. Sobald jemand aus irgendwelchen Gründen etwas falsch versteht, lässt sich aus dieser Differenz des eigentlich Gemeinten und jenem, von der ursprünglichen Intention Entfernten, vielleicht auch Entgegengesetzten, eine Energie gewinnen, die eine Sache weiterzubringen vermag. Meist jedoch lauern hinter den Urteilen, die in Sprache gesetzt und mit der Schrift eine gewisse Gültigkeit in Anspruch nehmen, eine Mischung aus Hilflosigkeit, Misstrauen und Orientierungslosigkeit. Ich gehe da durchaus von meinen eigenen Erfahrungen und Defiziten aus. Als Schreibender delegiere ich nur all zu gerne Verantwortung an tradierte Versatzstücke des Denkens, berufe mich geradezu auf die Vorbildhaftigkeit jener Begriffsfelder, die sich in ihrer Verwendung schon immer bewährt haben und gebe bruchstückhafte Beobachtung als Erkenntnisse aus. Eine Frage zu stellen kann eine kommunikative Situation tatsächlich weiterbringen (und nur so sollten auch die Kommentare zur Aktion verstanden werden), die Frage kann allerdings auch lediglich im rhetorischen Zustand verharren. Katastrophal verhält sich allerdings eine Frage dann, wenn sie durch ihre eigene Hohlheit das Befragte ins Bodenlose stürzen lässt. Ich will hier versuchen, einige der hier angestellten Überlegungen zu konkretisieren.

„Ist das Kunst?“ ist eine Killerphrase, die vor allem in der Boulevardpresse bis zur Neige ausgekostet wird. Es gibt scheinbar eine unausgesprochene Konvention, mit dem Etikett Kunst alles und jedes zu legitimieren oder in Frage zu stellen. Gleichzeitig ist es aber durch die Kürze und Eingeschränktheit der Argumentation nicht erlaubt, die Gegenfrage zu stellen, was Kunst denn überhaupt sei? Die Phrase suggeriert zudem zwei Denkmuster: In der (modernen) Kunst ist alles erlaubt, sie übersteigt alle gesellschaftlichen Normen. In ihrem Schoße wäre also Qualität, Können, Ernsthaftigkeit und Vergeistigung ebenso anzutreffen wie Schund, Anmaßung und Täuschung. Wie schützt man sich also vor Scharlatanerie im Kunstbereich? Wer maßt sich an, als Kulturwächter über das Schöne zu befinden, das Gute zu deklarieren und das Wahre vor dem Falschen zu schützen? Ich persönlich sehe hier nur einen möglichen Ausweg: „Nein, das ist keine Kunst!“ Weder sind es die Schüler als Ausführenden noch der Lehrer als Motivierender, die dem Verdacht des Künstlertums ausgesetzt werden sollen, noch das „Brothaus“ selbst, um das sich die Aktivitäten und Handlungen entwickelten. Die Frage stellt sich einfach nicht. Auch nicht vor dem Hintergrund eines Künstlerhauses, das den Salzburger Kunstverein beherbergt und diesen gedanklichen Krankheitskeim auf Grund seines Selbstverständnisses und Aufgabenbereiches schon in sich trägt. Kunst ist nicht, was von einer Institution als solche legitimiert wird, ist auch nicht, was von einem Kulturreporter durch seine Glosse in einer vielgelesenen Zeitung als solche deklariert wird. Kunst ist das, was sich ereignet und in einen bestimmten Lebensprozess eingreift.

„Die Idee mit dem Brothaus ist zwar spannend und lustig, was nützt es aber, wenn sie niemand versteht?“ Die Reihenhauserie vor und im Künstlerhaus ist als ein Spiegelbild unseres gesellschaftlichen Handelns konzipiert. Dies signalisiert schon einmal der Titel der Aktion, die für die Salzburger Architekturtag 2008 („architektur anders erleben“) gewählt wurde: „Ich und du, Müllers Kuh, Müllers Esel, der bist du!“ Der bekannte Kinderausdrucksform ist nicht so harmlos, wie er im Kindergarten eingeübt wird. Rituell wird hier Erfolg und Scheitern von einem Zufall abhängig gemacht, der scheinbar unausweichlich ist. Hier schleicht sich für mich ein falsches Mythenverständnis ein, indem das Unabänderliche als Urgrund aller Existenz deklariert wird, sozusagen ein Fluch der Moiren, der jedem zuteilt, was er demütig zu empfangen hat. Wir erzählen mit unseren Häusern allerdings eine ganz andere Geschichte: Die Geschichte vom Glanz und Elend unserer Existenz, von Gier, Habsucht, Verführtwerden, aber auch von den kurzen Momenten der süßen Zufriedenheit („Schokoladenhaus“), und von den dunklen Schattenseiten, die sich unweigerlich im System des bedingungslosen Konsumismus einstellen („Schmutzige Wäsche“ im „Intimhäuschen“). Wir erzählen von der Botschaft der Verwandlung, Auflösung, Transformation: Mauern fallen und werden zu Begegnungsräumen, Architektur verschwindet und Menschen treten wieder hervor, tote Materie wandelt sich in explosive Energie („Brothaus“). „Lasst die Toten ihre Toten begraben“ (Mt 8,22), heißt es im Sinne eines neuen Lebensentwurfes. Das gilt sowohl für unseren überkommen Architekturbegriff („Segregationswagen“) als auch für den Kunst-

begriff schlechthin. Nur undemokratische Gesellschaften beharren auf einem Ewigkeitsanspruch ihrer Kunst und sind für das Wandelbare höchst unzugänglich. Mit unserem mobilen Haus waren wir schon letztes Jahr unterwegs und haben die erstarrten Fassaden Salzburgs alt aussehen lassen. Heuer stand es gleichsam am Sprung an den Stufen des Künstlerhauses, auf diejenigen wartend, die bereit sind, die Freiheit dem (geistigen) Beton vorzuziehen.

„Der für die Aktion verantwortliche Lehrer hatte eine gute Idee, wo bleibt aber die Kreativität der Schüler?“ Wenn das Thema „Mythos“ wie im Editorial ausgeführt anders verstanden wird und demgemäß auch eine andere Herangehensweise verlangt, kann, aber muss das nicht unbedingt von den beteiligten Schülern verstanden werden. Der Vollzug eines solchen Konzeptes gelingt vor allem aus dem Kollektiv heraus und bedarf eines solchen gemeinsamen Handlungsrahmens, der von außen als Einschränkung missverstanden werden kann. Die agierenden Schülern hatten innerhalb des gesteckten Rahmens auch mannigfaltig Gelegenheit, ihre individuellen Handlungsmuster einzubauen. Dies zeigte sich vor allem in der nicht geplanten Aktion, das Brot an vorbeifahrende Autoinsassen zu verteilen. Diese Fähigkeit, auf einen urbanen Missstand spontan zu reagieren, bezeichne ich als kommunikative Intelligenz. Wer mit dem Auto, diesen rollenden Gefängnissen, fährt, unterwirft sich vielfältigen Zwängen bis hin zur totalen Isolation. Wie soll eine Gesellschaft, die sich einer Mobilitätshysterie zuliebe, auf wesentliche Wahrnehmungsfelder verzichtet, anders als durch eine aktive Intervention (unverhofft ein Brot durchs Fenster geschoben zu bekommen) irritiert werden? Was also war das alles letztendlich? Keine Ahnung wäre gelogen, denn ich habe da so eine untrügliche Ahnung, die eigentlich aus einer tiefen Sehnsucht entspringt: die kurzen Momente des Glücks.

Anton Thiel

Collage aus Immobilien-Anzeigen

Nettes Häuschen
Prachtvolle Lage
Beste sonnige Lage
In der Fußgängerzone
Lieben Sie die Natur?
Mitten im Grünen
Wohnen mit Aussicht
Ihr Wunschhaus
Hochwertige Geldanlage
Erste Adresse
Traumhaus
Genuss pur
Letztes Traumgrundstück
Unterkellert.

Eleonora Kleibel 6i



Abgeschoben, abgetragen, ausgeteilt

4 Häusermodelle der 7AIM

Wenn 15 SchülerInnen 300 Kilogramm Brot vor dem Künstlerhaus verteilen, hört sich das alles nach einem Sozialprojekt an. Falsch geraten, man hat es hier mit Kunst zu tun. Am 16. Mai 2008 fand ab 14 Uhr beim Salzburger Künstlerhaus, ein Projekt der 7. Klassen des Musischen Gymnasiums statt. Im Rahmen der Jahresausstellung „Mythos“ (ab 4. Juni 2008) und den Architekturtagen Salzburg wollten sie das Thema Kunst im öffentlichen Raum neu aufgreifen und definieren. Im und außerhalb des Künstlerhauses wurden 4 „Häuser“ ausgestellt, eines davon war das „Zuckerbäckerhäuschen“ (aus Pappkarton, wurde anschließend mit selbst geschmolzener Schokolade übergossen), ein anderes war das „Intimhäuschen“ (gab laut ihrer eigenen Beschreibung „Einblick in unsere privatesten Abgründe, ideal für alle Voyeure und Psychofreaks“), ein drittes war aus Holz gezimmert, auf Rädern und mit einer ausklappbaren Matratze versehen, das „Segregationsob-

jekt“. Dieses war eigentlich schon für die letzte Jahresausstellung „Heimat/Fremde“ erbaut worden, wurde aber für dieses Projekt wieder verwendet. Die Hauptattraktion des Tages war allerdings das „Brotobjekt“. Es bestand aus Brotlaiben und war auch mit Broten gefüllt, die dann an Passanten ausgeteilt wurden. Viele werden an die an der Ampel wartenden AutofahrerInnen verteilt, zwangsläufig sehen die meisten das eigentliche Kunstprojekt nicht. Es kamen sogar Mitarbeiter des Mutterhauses und des Sozialmarktes vorbei, um einige Kisten abzuholen und so erfüllte das Brothaus seinen Zweck, und den, zwar „durch Dekonstruktion/Verschwinden zum Sozialobjekt zu werden“.

Der Titel dieser Aktion lautete „Ich und Du, Müllers Kuh, Müllers Esel, der bist du“. Wir fragten, warum gerade dieser Titel: Der titelgebende Kinderausdrück „Ich und du, Müllers Kuh, Müllers Esel, der bist du“ weist auf die Problematik sozialer Selektion: Wer aus dem Kreis der SpielerInnen ausgeschlossen wird, gerät ins gesellschaftliche Abseits. Ob aus dem Bewusstsein seiner gesellschaftlichen Rolle eine Verpflichtung entsteht, bleibt offen.

Das Projekt thematisiert das Verhältnis zum Haus und zu seinen verschiedenen Bedeutungsebenen, so Anton Thiel. Es wird weder das rein Funktionale vordergründig thematisiert noch das Ästhetische: Häuser stellen menschliche Befindlichkeiten und soziale Bezugssysteme dar. Viele der SchülerInnen wollen oder können zu dieser Aktion nicht Stellung nehmen, doch die Umsetzung gelang ihnen außerordentlich gut. Daher ist es sehr schade, dass allem Anschein nach, nur wenige Leute beim Künstlerhaus vorbei kamen, denn es wäre diesem Projekt wirklich vergönnt gewesen, gebührend bewundert zu werden.

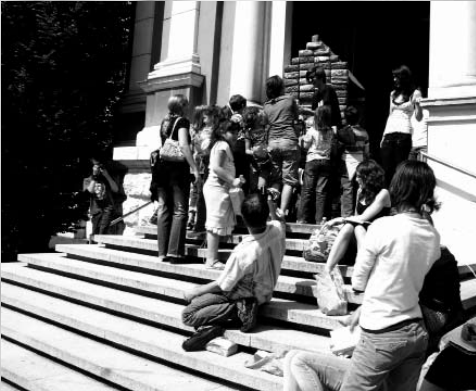
Linda Pospichal 6a und Eleonora Kleibel 6e

Beim Künstlerhaus gibt`s Brot umsonst!

Endlich ist es einer Gruppe gelungen, die Ehrfurcht oder manchmal sogar die Scheu der Bevölkerung vor der Kunst zu nehmen. Ich bin mir sicher, dass das Künstlerhaus ab sofort in bester Erinnerung bleibt! „Was satzn es für Goldesel!“ war die erfreute Reaktion einer älteren Passantin mit EU-Flaggen. „Ihr seid herrliche Leut!“ Ja,

der 16. Mai 2008 wird in die Geschichte eingehen, wird zum „sinnvollen Tag der Kunst“ ernannt. Nicht immer stehen junge Leute mit Weiß- und Schwarzbrotten bepackt vor dem Künstlerhaus und überreichen ahnungslosen Autofahrern die Brotlaibe. Nur der „Resch und Frisch-Laster ging leer aus... Doch kleine Frage am Rande; war das Sinn und Zweck der „Architekturtage?“ Architektur anders erleben! Ich bin mir nämlich nicht ganz hundertprozentig sicher, ob die vielen Autos, die an der Ampel hielten, auch nur einen Blick riskierten oder die Idee verstanden? Bei nur kurzem Hinsehen hätte man drei Papphäuser entdecken können; das Brothaus, voll mit getreidehaltigen Grundnahrungsmittel, das sich durch die vielen interessierten Besucher (die im Auto saßen) selbst abbaut, jeder Besucher/Vorbeifahrer bekam ein Brot, das Segregationshaus, ein kleines mobiles Zuhause oder das Zuckerbäckerhaus, das mit Schokolade übergossen wurde. Die wenigen Passanten, die wagten, das Künstlerhaus zu betreten, konnten das Intimhaus finden, das versuchte abgründige Gedanken, Wünsche und Sehnsüchte darzustellen. Ich bedanke mich hiermit im Namen aller glücklichen Autofahrer, der Brothunger ist gestillt; Danke!

Nora Grundtner 6a



beteiligte Schüler bei den **Architekturtagen 2008** vor dem Salzburger Künstlerhaus: 7a: Cristina Maria Ablinger, Anna Bozecski, Dominic Muhrer, 7m: Julia-Alexandra Polak, Flora Seierl, 7i: Laurenz Batka, Matthias Blaukovitsch, Christoph Ertl, Angela Filnköbl, Lukas Garnweidner, Thomas Genser, Leo Scheichenost, Iris Schwarzenbacher, Daniela Spielberger, Florian Strohriegl

Vier Beispiele menschlicher Identitätsfindung im urbanen Raum (Mythos Haus) - Titel: **„Ich und du, Müllers Kuh, Müllers Esel, der bist du!“**

- a) das **Zuckerbäckerhäuschen** - ein Objekt wie im Märchen und ganz im Trend unserer Konsumgesellschaft
- b) das **Intimhäuschen** - gibt Einblick in unsere privatesten Wünsche, ideal für alle Voyeure und Psychofreaks
- c) das **Brotobjekt** - ein aus Brotziegeln errichtetes Haus, das durch Dekonstruktion/Verschwinden (jeder Passant darf sich ein Kilo Brot mitnehmen) zum Sozialobjekt wird
- d) das **Segregationsobjekt** - eine fahrbare Unterkunft mit Schlafstelle

Dieses Projekt thematisiert ganz im Sinne des diesjährigen Mottos der Architekturtage **„architektur anders erleben“** unser Verhältnis zum Haus und zu seinen verschiedenen Bedeutungsebenen. Zwischen individuellen Begehrlichkeiten und kollektiver Ortlosigkeit werden Räume konstruiert und wieder demontiert. Hänsel und Gretel entdecken auf ihrem Weg im finsternen Wald (die Überwindung des kindlichen Stadiums und die Konstituierung einer neuen gesellschaftlichen Position) ein Zuckerbäckerhäuschen und vereinnehmen es durch Enteignung der älteren Generation. Sie haben also im wahrsten Sinne des Wortes **„Leichen im Keller“**, der Blick in das Innere ist durchaus grauenhaft. Der Weg zurück in die Gesellschaft ist nur als Preisgabe dieses neuen Eigentums bewältigbar, d. h. durch eine soziale Geste. Das Brothaus löst dadurch sein Versprechen ein, indem es demontiert wird, also zufällig vorbeikommende Passanten einen Anteil des Hauses mit nach Hause nehmen. Es entsteht, indem es verschwindet. Rastlos, aber befreit zieht der Mensch von Ort zu Ort (Haus auf Rädern), reduziert auf seine wesentlichen Eigenschaften.

Transsubstantiation - Wesensverwandlung: Ein Projekt über Architektur. So war es angekündigt. Schüler haben das „Wohnobjekt“ des letzten Jahres vor den untersten Stufen des Eingangs zum Künstlerhaus platziert. Voller Eifer schieben sie das Brothaus in den Eingang des Gebäudes, der dadurch sehr eng wird und sofort jeden Eintretenden mit der Aktion konfrontiert. Frischbrot wird in das Haus geschlichtet, das unter dem Gewicht zusammenzubrechen droht. Weitere (verpackte) Brotlaibe werden auf die Stufen des Eingangs gelegt wie ein Köder, um das Brothaus sichtbar zu machen. Als das nicht genügt, nehmen die Schüler die Brotlaibe in die Hand, um sie durch die offenen Fenster der anhaltenden Autos und in die geöffneten Türen der Busse zu reichen. Was wurde hier in Gang gesetzt? Was wurde hier „verwandelt“? Die Architektur, indem sie abgebaut und weniger wurde? Oder die Distanz zwischen den Menschen, die sich nicht kennen und nur zufällig begegnen? Deutlich wurde: Brot verbindet, schafft Gemeinschaft. Beschenkt werden ohne Gegenleistung war für viele ungewöhnlich. Architektur, die als trennende Instanz niedergerissen wird, indem sie mitgenommen wird, führt Menschen zueinander. Wenn auch nur für einen Augenblick. Transsubstantiation: die Wesensverwandlung einer stofflichen Realität (Architektur aus Brot) in menschliche Begegnung. Peter Höring

Das Frühstück

Kosmogonische Phantasien

Am Anfang war der Frühstückstisch. Ein großer fünfbeiniger Tisch, aus Schnee gefertigt. Auf ihm fanden all die Utensilien Platz, die für ein gepflegtes Frühstück notwendig waren. Eine Packung Cornflakes stand neben einer großen Schüssel mit den verschiedensten Sorten Obst, einem Brotkorb mit ebenfalls breitgefächerter Auswahl, Müsli, Butter, vielen verschiedenen Sorten Marmeladen, Nutella und einem weichen Ei. Auch gab es eine große Kanne Kaf-

fee, einen Krug mit Orangensaft, ein Glas Milch, Joghurt, und natürlich Teller, Tassen und Messer. Außerdem Kräuteraufstrich, Käse und Schinken für die, die es deftig mögen. Lange hatte er dieses schwere Gewicht getragen, doch irgendwann besiegte ihn die Wärme der Kaffeekanne. Unter ihr schmolz der Schnee und sie fiel durch das eigens verursachte kreisförmige Loch. So geschwächt hielt der Tisch der Last nicht mehr lange stand und er brach in sich zusammen. Es staubte, als hätte man einen Löffel Puderzucker durch die Luft geworfen; Tausende, nein Millionen und Abermillionen Schneekristalle lagen einzeln auf dem Boden. Die Teller und Tassen zersplitterten, der Kaffee und die Milch wurden verschüttet und nahezu nichts mehr war heil. Nun wollen wir uns aber ganz speziell auf die verschüttete Milch konzentrieren: Denn sie war unser aller Anfang. Der Grund, warum wir le-

ben, der Grund, warum wir uns heute diese Geschichte erzählen können. Denn die Milch hinterließ nicht einfach nur einen unförmigen Fleck oder eine Bahn, wie man es von einer gewöhnlichen Milch behaupten würde, nein, sie war wohl etwas ganz Besonderes, denn sie bildete eine hübsche Spirale. Wir nennen sie heute Milchstraße. Und all die Schneekristalle sind Sterne, nein eigentlich Sonnen, um gänzlich korrekt zu sein. Einer der kleineren Kristalle ist Tag für Tag an unserem Himmel zu sehen, solange er nicht von den Butterwolken verdeckt wird. Dann beleuchtet er unsere Müslikorn-Erde. Fragt ihr euch, warum es Leben gibt auf diesem Müslikorn? Die Vegetation kommt von den fein gehackten Kräutern im Aufstrich, und wir Menschen sind Schimmelpilze, Parasiten, die sich an diesen Kräutern zu schaffen machen. Und der Mond? Ein klitzekleines hart gewordenes Joghurtstückchen. Unvorstellbar klitze-

klein, wenn man bedenkt wie winzig schon allein das Müslikorn ist. Im Gegensatz zu manch anderen Planeten, die aus Brotkrumen oder sogar einzelnen Heidelbeeren aus einem zersprungenen Marmeladenglas entstanden sind. Aber natürlich gibt es nicht nur unsere Galaxie, sondern auch, wenn klarerweise unbedeutender, die Tellergalaxie, die Bananenbahn und die Schinkenplatte. Wer weiß, vielleicht besucht uns in hundert Jahren ein Bewohner des Cornflakesplaneten mit seiner Apfelkernrakete. Oder ein Nutellaraner auf dem Messerschiff. Was so ein Frühstückstisch nicht alles anrichten kann.

Daniela Schlager 6i

glücklich isst, wer vergisst...

Gemeinsames Essen (wie auch das Herstellen von Nahrungsmitteln) ist in den beschleunigten und rationalisierten Lebensverhältnissen der Gegenwart seltener geworden. Nicht (zeit-)ökonomisch bedeutsame Aspekte verlieren an Bedeutung: Mit der wiederholten gemeinsamen Nahrungsaufnahme wird Zusammengehörigkeit zueinander und zu einer bestimmten Kultur (vielleicht auch Religion) rituell bestätigt. Auch allerlei anderes als Essen findet am Esstisch seine Bühne: Familienstreit, Spannungen, heimliche Allianzen, Vorlieben, kleine Tics und Marotten, der berühmte Generationenkonflikt...

Bon Appetit!

Ernüchternd war das Geräusch glitschiger Grießnockerl, welche sich ästhetisch in die Gemüsesuppe einschmiegt. Ernüchternd der Vorhang, die blaue Lampe und der Ikea-holztisch.

Kurt philosophierte über die Antibabypille und streute Schnittlauch in der Farbe von grell grünem Plutonium über das fetteste seiner Nockerl. Er sah müde aus.

Indes forschte Nora paranoid hinter ihrem Grießnockerl nach einem von ihr verschmähtem Gemüseteil. Wann würde sie es kapiern, dass es in einer Gemüsesuppe immer Gemüse gab. „Wäh!“, machte sie, als von ihr eine blasse, haardicke Karotte auf den trockenen Schüsselrand geschoben wurde. „Da ist ja Gemüse drin!“, keuchte sie.

Die Reaktion kam sofort: „Jakob, schmatz nicht so grausig!“ – „Was-ä?! Das ist die verdammte Zahnsperre, die regt die verdammten Speicheldrüsen, im von der verdammten Sperre verdammt verunstalteten verdammten Mund an! Jeder hasst meinen verdammten Mund!“ – „Also ICH hasse Gemüse!“ Selbst die Gelse an der Wand schienen sich zu beschweren.

Jakob atmete schwer, stützte sich mit dem linken Ellbogen neben seinen Teller und fuhr sich mit derselben Hand ausladend über durch sein Haar von der linken Schläfe ausgehend. Danach rieb er sich über die Augen, den Mund und wieder über die Stirn. Wie sehr er diese traute Zweittracht beim gemeinsamen Abendessen hasste und meiden wollte.

„Du siehst wie ein Depp aus, wenn du deine Hand andauernd im Gesicht hast!“ – „Kurt! Lass ihn in Ruhe, du tust das auch dauernd!“ – „Dann seh ich aber nicht wie ein Depp aus! JAKOB!!! Hör auf dich im Löffel anzusehen!“ – „Das Selleriedingsbums bewegt sich Mama!“ – „Dann HÖR auf die Suppe dauernd umzurühren!“

Am besten wäre es jetzt nichts mehr in irgendeiner Art falsch zu machen. Keine Faux pas mehr. Aus der Position eines Betenden heraus ließ Jakob seine beiden Handflächen gleichmäßig und so symmetrisch wie möglich neben seinen Teller gleiten.

Jakob Lundwall 6i

Bereiten & Verzehren

Sie steht über die Küchenfläche gebeugt, reißt die Plastikverpackung vom Hendl, stopft den Müll in den Eimer, dieser Dreckskerl, das Plastik quillt heraus, sie schlägt mit ihrer Faust auf das Plastik und zwingt es zurück in den Behälter. Warum hab ich mich einfach so hergegeben, ich habe doch gewusst, welche Absichten er hat. Das Hendl liegt kahl auf der Steinplatte und rührt sich nicht. Die kräftigen Oberschenkel zeigen in die Luft. Sie betastet das muskulöse Fleisch, das den Knochen umgibt, er hat mich geküsst, meinen Stolz bezwungen. Weswegen hab ich ihn nicht um mein Fleisch kämpfen lassen, mein zähes, junges Fleisch, egal, dieses Fleisch werde ich essen. Sie reibt das rote Paprikapulver in die Haut, verteilt das Salz, und streut Pfeffer über den Brustkorb. Dann träufelt sie Öl über das Fleisch und reibt den ganzen Körper damit ein, er hat mich berührt und hat gelächelt, ich habe ihm in die Augen gesehen, er hat sich

nicht getraut. Die Kasserole, mit den Hendl darin schiebt sie ins Rohr, ich werde ihn vergessen, ihn aus meinem Protokoll streichen, ihn einfach löschen, sie klappt die Ofentür zu. 200 Grad, jetzt wird´s heiß, für dich, mein kleines Hendl. „Mein junges Opfer“, hat er geflüstert, sie schaut auf die Uhr, was kann sie Sinnvolles machen, was kann sie für sich machen, „die anderen wissen doch, dass ich nicht so bin“ Er hat sie zärtlich in die Arme genommen, sie lässt einen heißen Wasserstrahl auf ihrer Hande hinabsausen, wäscht das Schmierige von ihren Händen ab. FORGET IT! FORGET IT! So hallt das aufgelegte Lied jenes Abends in ihr immer wieder, schüttelt sich, nimmt das Schneidbrett aus dem Schrank und hält inne... hat er MICH vergessen, war ich ihm etwas wert? Sinnvoll Gemüse schneiden, sinnvoll Vitamine ins Essen einbauen, sinnvoll kochen, um nicht den Tiefkühltruhenfutter finanziell und körperlich unterworfen zu sein, sich nicht gehen lassen, er schlingt die Arme um mich, ich küsse ihn, zeig Disziplin! Das Messer sprengt die Karotten in kleine unregelmäßige Stücke, sie bleiben abseits liegen, einsam, sie lässt sie dort, „SELBER SCHULD“. Das Wasser beginnt zu kochen, ihr Gesicht überm Topf im Dampf. Topf! Tropf! Es ist vorbei, es war der Alk, nicht mehr, das Hendl wurde auch nicht vorm Schlachten gefragt, ob es das will. Sie wirft die verstreuten Gemüseteile in Blasen und Sprudel der Hitze. Schwitzen sollen sie, um sie biegsam zu machen, damit man sie leicht verzehren kann.

Elisabeth Riedler 6a

Ist Kunst essbar?

Eindrücke zur Ess-Aktion der 7. Klasse

Ein nervtötendes Bimmeln signalisiert den Beginn der großen Pause. Schülermassen rennen über die Stufen, der Strom bewegt sich Richtung Bufett. Doch irgendetwas ist anders im Gang des ersten Stocks. Einzelne Tische sind in einer Reihe aufgebaut. Viele SchülerInnen sammeln sich um den ersten Tisch. Beinahe hysterisch versuchen sie alle auch eine warme Wuchtel zu ergattern, ich bin leider zu spät. „Was siehst du?“, fragt ein Schüler aus der 7. Klasse. Auf einem Tisch befindet sich ausgeschüttet Milch. Weiters Eier, eines ist aufgeschlagen. Klar und Dotter schwimmen auf dem Tisch. Mehl, Butter, Zucker.

Kenner der Objektkunst denken sofort an Daniel Spoerri. Der Mitbegründer der französischen Künstlergruppe „Nouveau Réalisme“ begann in den frühen Sechzigern Kunstwerke in Verbindung mit Nahrung zu machen. Es geht darum, der Kunst ihre Fiktionalität nehmen und zum Beispiel einen Tisch nach der Mahlzeit als Tafelbild hochzuklappen. Eat-Art, englisch, „Ess-Kunst“ ist die Bezeichnung für die von Daniel Spoerri oft als Happening praktizierte Kunst aus essbaren Objekten (Zuckerguss, Marzipan, Salz- oder Lebkuchenteig). Dabei soll auf physiologische und psychische Zusammenhänge hingewiesen werden. Ausschlaggebend war die neo-dadaistische Zielsetzung, Kunst und Leben zu verbinden bzw. gleichzusetzen. Zu diesem Zweck eröffnete Spoerri 1968 in Düsseldorf sogar ein eigenes Eat-Art-Restaurant, in dem Kunstwerke bewusst für den Verzehr geschaffen wurden.

Ist das eine gewollte Assoziation?

Der Junge mit der Kamera wird von einem jüngeren Mädchen gefragt, was die „Sauerei“ soll. Seine Antwort: „Das ist Kunst.“ Unweit von dem Spektakel lehnt Prof. Thiel, der verantwortliche Lehrer, an der Wand. Die meisten Schüler, die vorbeigehen, werfen lediglich verwirrte Blicke auf die Tische mit den verschiedenen Lebensmitteln. Wenige Minuten später beginnt ein Junge die Zutaten zu mischen, er knetet eine Masse. Alles wird gefilmt. Gehört das auch noch zur Kunst? Und wo ist da überhaupt die Kunst? Ist sie essbar? Geht es um die ästhetische Verteilung von 1000ml Milch auf einem verdreckten Arbeitstisch? Geht es hier um die systematische Zerlegung österreichischer Traditionen? Oder geht es um die Idee der Transformation - von den Einzelteilen zur Masse?

Eleonora Kleibel 6i

Stills aus dem Film „Mythos Essen“, 16. April 2008http://www.musgym.salzburg.at/BE/Thiel/7aim?hi0708/mythos/mythos_essen.html





Brot & Rosen

In einer Seitenkapelle der Kirche San Frediano in Lucca befindet sich ein gläserner Sarg, der den vertrockneten Körper einer alten Frau zur Schau stellt. Der Mund der alten Dame ist leicht geöffnet, fast sinnlich, als gäbe es noch im Zustand der Todesstarre etwas Wesentliches mitzuteilen, als müsste der von der Seele verlassene Leib der verwunderten Nachwelt beständig eine Botschaft vermitteln. Rosen sind um ihren Kopf gewunden, Blüten voller Frische und sinnlicher Pracht.

Über dieses Arrangement sinnierend, ver- nimmt der in den Anblick des toten Körpers versunkene Betrachter bald eine bemerkens- werte Version der Bedeutung dieser von den Luccanern verehrten Dame. Die immer wie- der in die Kirche eintretenden und zielstrebig zum beleuchteten Schrein der Aufgebahrten eilenden älteren Frauen der Stadt teilen sich mit der ihnen innenwohnenden und geschwät- ziger Begeisterung auch ohne Aufforderung mit: Sie sei eine außerordentliche Frau gewe- sen, aus einfachsten Verhältnissen und schon als Kind zu schlecht bezahlter Arbeit bei ei- ner reichen Familie der Stadt als Dienstmagd genötigt worden. Sie, von den Herrschaften abschätzig Zita, Dienerin, gerufen, habe al- lerdings nie ihre Herkunft aus dem einfachen Volk vergessen und sich, wo es nur ging, mit den Hungernden und Entrechteten solidarisch gezeigt.

So wird mit Nachdruck und Überzeugung eine Geschichte kolportiert, die in unserem Zusam- menhang mit dem Brothaus bedeutsam wird: Von dem im Überfluss vorhandenen Brot habe sie immer wieder etwas abgezweigt, um es den Bedürftigen zukommen zu lassen. Diese Umverteilungsaktion sei eines Tages aufgefal- len, weil die unter dem Gewand versteckten Brotlaibe ihrem hageren Körperbau zu unge- wohnter Fülligkeit verhalfen. Man habe sie ge- nötigt sich zu entblößen, gefunden habe man allerdings zum allgemeinen Erstaunen nur Ro- senblüten. Seit ihrem Todesjahr 1272 verehrt

man sie nun als Patronin der Dienstmägde, Hausangestellten und sonstigen subalternen Existenzen.

Allen Bemühungen der Herrschenden zum Trotz, ihr Verhalten ins Demütige und Duld- same hinwegzustilisieren, hat der italienische Volksglaube unbeirrt an der Vorstellung einer selbstbewussten Person mit widerborstigem



Verhalten festgehalten. Subversives Denken als Überlebensstrategie verknüpft mit mythischen Bildern, die aus den Tiefen eines kollektiven Erklärungsmusters von Tod und Auferstehung erwachsen. Der Körper der Toten präsentiert sich als Aufforderung zu einer Erforschung des objektiv-real Möglichen und als Anstoß zur praktischen Transformation der Verhältnisse.

Wenden wir uns dem Thema Brothaus zu: Architektur ist immer auch Zeichen und Aus-

druck der Macht. Die Konstruktion des Brot- hauses ermöglicht hingegen durch das Mit- nehmen der Brote sein Verschwinden. Die Auflösung der festgefügtten Architektur „Brot- haus“ aus der Skyline der Häuser erweist sich als handlungsorientierte Transformation in eine andere, wie wir hoffen, positive Energie. Das ist es, was wir als mythischen Anteil in diesem Prozess verstanden wissen wollen.

Das Mythologem der Hl. Zita artikuliert sich auf der strukturellen Ebene von Macht und Ohnmacht und der Strategie der Überlistung. Hinzu kommt die durchaus heidnische Traditi- on der Überhöhung durch die Rosen. Sinnlich- keit, Lust und Überschwang sind üblicherweise die Attribute der Reichen und Herrschenden, der einfachen Magd steht nach den konventio- nellen Wertevorstellungen nur die Gänseblume zu. Indem nun die Rose in der Vorstellung der Antike als Gabe der Götter anzusehen ist und als Zeichen der Schönheit und der Liebe al- leine der Aphrodite zusteht (Boticellis „Geburt der Venus“ zeigt einen Regen an Rosenblüten rund um den göttlichen Körper), hatten dies auch die Ungebildeten des 13. Jhts. in Italien richtig zu deuten vermocht und nicht etwa im Sinne der Keuschheit der mittelalterlichen Ma- rienverehrung. Die Transformation des Brotes in den Zustand der Rosen kann so als Über- gang von einer notwendigen, kämpferischen, sozial orientierten Überlebenshandlung in den Zustand der Lebensfülle schlechthin verstan- den werden. Mag sein, dass dem aufrührerischen Lied strei- kender amerikanischer Arbeiterinnen „Bread and Roses“ die selbe Intuition zugrunde liegt:

*Wenn wir zusammen gehen geht mit uns ein schöner Tag
durch all die dunklen Küchen und wo grau ein Werkshof lag
beginnt plötzlich die Sonne unsere arme Welt zu kosen
und jeder hört uns singen: Brot und Rosen!*

*Wenn wir zusammen gehen, kämpfen wir auch für den Mann
Weil unbemuttert kein Mensch auf die Erde kommen kann
Und wenn ein Leben mehr ist als nur Arbeit, Schweiß und
Bauch
wollen wir mehr: gebt uns das Brot, doch gebt uns die Rosen
auch.*

*Wenn wir zusammen gehen gehen unsere Toten mit
Ihr unerhörter Schrei nach Brot schreit auch durch unser Lied
Sie hatten für die Schönheit, Liebe, Kunst erschöpft nie Ruh
Dum kämpfen wir ums Brot und wollen die Rosen dazu.*

*Wenn wir zusammen gehen, kommt mit uns ein besserer Tag
Die Frauen, die sich wehren wehren aller Menschen Plag
Zu Ende sei: das kleine Leute schuftten für die Großen
Her mit dem ganzen Leben: Brot und Rosen!
Brot und Rosen!*

Der Slogan Brot und Rosen stammt aus einem Gedicht von James Oppenheim, welches den Frauen im Westen gewidmet ist. Heutzutage wird er mit dem Streik von 14.000 Textilarbei- terinnen in Lawrence, Massachusetts am 14. März 1912 und dem 8. März (Weltfrauentag) in Verbindung gebracht. Beim sogenannten „Brot-und-Rosen-Streik“ kämpften Frauen mit Migrationshintergrund für ihre Interessen. Sie forderten nicht nur gerechten Lohn (Brot), son- dern auch eine menschenwürdige Arbeits- und Lebensumgebung (Rosen). Der Streik führte dazu, dass die Arbeiter und Arbeiterinnen mehr Lohn und eine gerechtere Bezahlung von



Überstunden erhielten. Auch wurde zugesagt, dass Streikende in Zukunft nicht mehr diskrimi- niert werden sollen.

Anton Thiel

PARADISE LOST

Wir sind Utopia.
Wir sind Staubkörner auf flackernden Neonröhren.
Wir sind die verspiegelten Glasfassaden.
Wir sind die umgefallenen Straßenschilder.

Verbot über Verbot.
Gesetz über Gesetz.
Verblasste Schönheit in sterilem Weiß.

Und die Spieluhr?
Sie wird von einem Auto überrollt,
die letzten Töne sind noch nicht verklungen.
Und die Wolkenkratzer?
Die Wolkenkratzer erstechen den Himmel.
Der Minutenzeiger versucht sich krümmend und windend
noch ein letztes Mal weiterzurücken,
doch kurz vor dem erlösenden Glockenschlag
bricht er ab, fällt, trifft auf dem Boden,
zerspringt.

Ist das das Ende?

Linda Pospichal 6a

Licht für Motten

Mythos Freiheit

Es ist ein Irrlicht, das alle Schiffe ins Verderben führt.
Es ist eine Insel voller seltener Heilpflanzen ohne Hafen.
Es ist ein paradiesischer Sandstrand voller Minen.
Es ist das auffordernde Augenzwinkern eines Filmstars.

Ein schmaler Weg voller Gefahren führt zu ihr.
Räuber, falsche Freunde und Erschöpfung, deine Wegbe-
gleiter.
Wiege dich nie in Sicherheit.
Das Ziel erreicht, ist es kein Ziel auf Dauer.
Steil die Spitze des Berges.
Leicht ist es auszurutschen.
So viel einfacher: sich fallen lassen.
Im Nichts zu sein.

Es ist ein Asylantrag. Niemand weiß, ob du bleiben
kannst.
Es ist ein zugefrorener See voller dunkler Flecken.
Es ist der Versuch einer Fliege, aus einem Glashaus zu
kommen.
Es ist da Licht für eine Motte.

Nora Grundtner 6a

Das Ich ist ein Weg

Bis hierher ging es auf und ab, kreuz und quer. Es ist ein
Unterschied, ob man das Leben von oben oder von unten
sieht. Besser von einem Felsen als von einer Mulde im
Waldboden aus.
Ein Weg ohne Unebenheiten wäre langweilig.
Seit zwei Jahren schlängelt sich das Ich. Ein bisschen
oben drüber, kurz auf der Spitze, ganz oft unten durch.
Nun vielleicht endlich gerade. Auf einer Autobahn ohne
Gefahr. Glatter Asphalt, doch gemustert. Ein Weg mit
grünen Augen und Musik. Genau so will das Ich sein.

Lena Lankmayer 6i

Helden der Arbeit

Mimesis (Zeuxis) + Arbeit (Marx) = Mythos

Arbeit hat in unserer Gesellschaft sowie in den meisten vergangenen Epochen einen Status von zentraler Bedeutung. Doch haben sich die Rahmenbedingungen, die gesellschaftlichen Umstände rund um die Arbeit im Laufe der Geschichte kontinuierlich verändert.
So war im antiken Griechenland das Arbeiten ausschließlich die Pflicht von SklavInnen. 500 Jahre später allerdings schrieb der Apostel Paulus: „Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen!“

Karl Marx beschäftigte sich in seinem Lebenswerk mit der Ausbeutung des Proletariats durch die Reichen und Mächtigen. Er wollte mit seiner Philosophie der klassenlosen Gesellschaft revolutionäre Veränderungen anregen. Durch die Absolutsetzung und Stilisierung der Arbeit durch den Marxismus wurde der Klassenkampf, der als einzig möglicher Weg zur gesellschaftlichen Gleichstellung gesehen wurde, und die Arbeit als definierendes Mittel unseres Denkens und Lebens zum Mythos. Zwar gab es immer Veränderungen der Situation der arbeitenden Klasse, doch wo ist schon der Unterschied im Kampf um die gerechte Gesellschaftsordnung, egal ob er zwischen Leibeigenen und Großgrundbesitzern, Bürgertum und Feudaladel, Proletariat und Bourgeoisie stattfindet?
Im Laufe der Geschichte gab es immer schon Unterdrückung, Ausbeutung und Entrechtung sozial schlechter gestellter Gruppen und ebenso den Widerstand dagegen. Mithilfe der Industrialisierung und der daraus resultierenden Produktionssteigerung entwickelte sich die gesellschaftliche Spaltung in Proletariat und Bourgeoisie. Der Kapitalismus trat seinen Siegeszug an. Vor allem in den Anfangsjahren des Imperialismus und des Kapitalismus brach für den Großteil der Menschen eine Zeit des Elends und der unbegrenzten Armut aus. Karl Marx kreierte durch seine Philosophie ein Bild des perfekten Zusammenlebens der Menschheit sowohl auf lokaler als auch auf in-



ternationaler Ebene. Die komplette Aufhebung der Klassegegensätze und die Abschaffung der Armut war Ziel des Marxismus. Als Idealbild der Zukunft wurde eine Gesellschaft definiert, in der jeder Mensch für das Kollektiv lebt, sich nicht über andere stellt und seinen Platz in der gesellschaftlichen Ordnung als gleich wichtig und gleich viel wert wie den seiner Mitmenschen sieht. Dieses beinahe schon paradiesisch wirkende Ideal könne jedoch nur durch den stetigen Klassenkampf und die Machtübernahme des Proletariats, der

arbeitenden Masse, verwirklicht werden. Zwar war die marxistische Gesellschaftsordnung das Ziel, Karl Marx’ Lehren waren jedoch nicht starr auf einen einzigen Weg gerichtet, wie dieses erreicht werden konnte. Er war sich durchaus bewusst, dass ökonomische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Veränderungen auch veränderte Strategien des Marxismus mit sich bringen musste. Bewegungen und Parteien, die sich auf Marx beriefen, erkannten aber die Notwendigkeit dieser Veränderung nicht immer. Im Leninis-

mus, Stalinismus, den kommunistischen Regimes des 20. Jahrhunderts wurde stets behauptet, das marxistische Ziel sei zwar noch nicht komplett erreicht, die diktatorische Vorgehensweise sei jedoch die richtige.
So verblasste die kaum verwirklichte Idee des Marxismus zu einem leeren, ausgehöhlten Konstrukt, gleich einem über die Jahre ausgebleichten, vergilbten Plakat an der Mauer einer Vorstadtsiedlung.
Seit Beginn der Vorherrschaft kapitalistischer Strukturen sind Verbesserungen und wesentliche Veränderungen für die arbeitende Bevölkerungsschicht zu erkennen. Doch zeugt ein dreckiger Gummihandschuh nicht ebenso von der Symbolik der schlecht bezahlten, niedrig gestellten Arbeit sozial Unterprivilegierter?
Einfache Arbeit mag in Europa vielleicht anders aussehen als zu den frühen Zeiten des Kapitalismus. Auch die Probleme der ausgebeuteten arbeitenden Menschen mögen andere sein als damals.
Doch aus dem Mythos der Arbeit und des Klassenkampfes, erschaffen durch die marxistischen Praktiker, kann immer noch die selbe Erkenntnis gezogen werden: Dass der Unterschied zwischen verschiedenen Bevölkerungsschichten immer noch besteht, auch immer wieder konstruiert und rekonstruiert wird. Und dass Menschen aufgrund ihrer Herkunft, ihrer Abstammung, ihres Geschlechts, ihrer Religion, ihrer sexuellen Orientierung – aufgrund sozialer Faktoren – unterschiedliche und Aussichten und Möglichkeiten haben.
Die Klassentrennung existiert immer noch, nur verdeckter, der Mythos hinter den verblasenden Idealen des Marxismus besteht weiter.

Iris Schwarzenbacher 7i

Mythos Olympia

Nachdem 1766 die Sport- und Tempelanlagen in Olympia wieder entdeckt worden waren, begannen 1875 groß angelegte archäologische Ausgrabungen unter deutscher Leitung. Um diese Zeit kam in Europa die romantisch-idealistische Antiken-Rezeption immer mehr in Mode; der Wunsch nach einer Wiedererweckung des olympischen Gedankens verbreitete sich. So sagte Baron Pierre de Coubertin damals: „Deutschland hatte das ausgegraben, was vom alten Olympia noch vorhanden war. Warum sollte Frankreich nicht die alte Herrlichkeit wiederherstellen?“ Ein friedlicher und fairer Wettstreit innerhalb der „Familie der Völker“. Ein unpolitisches Fest des Sports – die Olympischen Spiele mit all ihren Begleitritualen stellen so etwas wie eine moderne mythologische Inszenierung dar, die nicht vom Protest gegen Unterdrückung, kulturellen Genozid und Missachtung der Menschenrechte und getrübt sein soll. In den letzten Wochen ist der weltweite, von Tibet ausgehende Protest wieder von den Titelseiten der Zeitungen verschwunden. Die Naturkatastrophen und spektakulären Verbrechen der letzten Wochen haben die chinesischen Verhältnisse in den Hintergrund gedrängt. Währenddessen wird weiter zensiert, eingeschüchtert, weggesperrt, gefoltert, hingerichtet.



Bildquelle: Reporter ohne Grenzen

Bin ich der Hüter meines Bruders?

Willkommen! Lassen Sie uns eine kleine Zeitreise unternehmen: ins Jahr 2001. Ins Jahr, in dem entschieden wurde, dass die Olympischen Spiele 2008 in China stattfinden sollen. Aufgrund welcher Kriterien, fragen Sie sich? Nun, da wären die modernst ausgestatteten Gebäude, die öffentliche Entdeckung einer Kultur, ein Beitrag zur kulturellen Globalisierung - und nicht zu vergessen, der mit Sicherheit streng durchstrukturierte Ablauf der Olympischen Spiele: Denn eine Regierung, die es schafft ihre eigenen Bevölkerung jahrzehntelang systematisch zu unterdrücken, wird es wohl auch schaffen ein Sportevent reibungslos ablaufen zu lassen. Und sicherlich hat sich die chinesische Regierung aufgrund dieser Nominierung gefreut – eine wunderbare Gelegenheit sich als ‚die‘ neue Weltmacht neben den USA zu präsentieren. Wie – Sie wussten nicht, dass China eine Wirtschafts-Großmacht ist? Dabei kommen doch 80 Prozent des Spielzeugs, die meisten Textilien und Schuhe und viele andere begehrte Güter des täglichen Ge-

brauchs aus China. Wie würden sich wohl Ihre Kinder fühlen, wenn sie nicht mehr mit der neusten Version des NINTENDO DS LIGHT spielen können? Wie wäre es für Sie, nicht mehr fünf Paar Schuhe in unterschiedlichen Farben und alle zu Billig-Preisen erstehen zu können? Schier unvorstellbar. Sie wollen doch nicht auf Ihren Standard verzichten? Wie – Sie wussten nichts von der Ausbeutung der Chinesen? Noch nie zuvor etwas von der Einschränkung der Pressefreiheit, von Zwangsabtreibungen, Folter gehört? Sie wussten auch nicht, dass China das Ranking der Todesstrafen anführt? Na, dann können Sie aber froh sein, dass die Wahl des Komitees auf China gefallen ist. Wie sonst wären die Chinesen auch durch Medien einmal zu Wort und Bild gekommen? Ständig geknebelt durch die Vertuschung diverser Menschenrechtsverletzungen. Was sagen Sie dazu? Ach – nichts? Keine Aussage ist auch eine Aussage. Aber machen Sie sich deshalb keine Gedanken, Sie sind nicht allein mit diesem Null-State-ment. Und das ist zuweilen auch das Wichtigste: Nicht allein mit einer Meinung im Raum zu stehen. Was sollen Sie auch tun, so weit entfernt von diesem Land? Es ist für Sie natürlich schwer nachzuvollziehen – bei uns gibt es so was ja nicht. Und was

können Sie schon dafür? Erinnert so ein bisschen an den mittelalterlichen Ordo-Gedanken, finden Sie nicht? Jeder befindet sich eben – durch den unveränderlichen Ratschluss von oben – an dem für ihn vorgesehenen Platz in der Welt. Aber an Ihrer statt wäre es auch viel besser, wenn ein Sportler etwas dazu sagen würde, Sie selbst kommen ja nie ins Fernsehen mit so vielen Zuschauern. Ein Nicken – doch, was sagen Sie? Ich hätte da etwas vergessen? Sie meinen, die Olympischen Spiele seien frei von jeglicher Politik? Es gehe doch nur um den Sport? Sind Sie auch ganz sicher, dass es hierbei nicht auch um die Einbindung Chinas in die westliche Welt geht? Und um viel, viel Geld? Ja, Sie haben Recht, wenn das so wäre, müssten doch die Länder aufschreien und dies zu verhindern versuchen.Tun sie aber nicht. Sind Sie denn der Hüter Ihres Bruders? Ach – natürlich – Sie kennen dieses Zitat. Es stammt aus der Bibel und wird Kain in den Mund gelegt, als Antwort auf die Frage nach dem Verbleib des dummen Abel, der sich so wehrlos erschlagen ließ. Wir alle wissen, wie die Geschichte endet. Wie – ich frage viel und antworte wenig? Für die Bedienung Ihres eigenen Verstandes fahren Sie bitte weiter zum Schalter ‚Aufklärung‘.

Timna Köck 8A

Gier

Mythos Midas
Der König der falschen Wünsche

Kurz vor vier. Paula wankt die leere Straße entlang und streicht sich die Haare aus dem Gesicht. Ihre bloßen Füße machen kein Geräusch auf dem Asphalt, hin und wieder fährt ein Auto vorbei. Paula muss unweigerlich an Momo denken, welche allein durch die Straßen gegangen war, als die Zeit still stand. Ein flüchtiger Gedanke, mehr nicht, für Kinder geschichten ist Paula zu alt geworden. Die stolpert und fällt auf die Straße und schreit: „Etwas melodramatisch die Stimmung hier!“ Paula muss lachen. Eine Hand. Schiebt sich über ihren Bauch, zwischen ihre Beine, weg, die Hand muss weg, aber ich gehöre hier nicht hin, denkt Paula, ich muss gehen, nicht die Hand, die kann in ihrem Bett machen was, sie will, die Hand, mit den langen Fingern, ich bin zu alt für solche Albernheiten, ich streite nicht mit großen alten Händen um ein Bett, in das ich gar nicht gehöre. „Du solltest jetzt gehen“, dringt Midas’ Stimme kühl und heiser unter der Bettdecke hervor, während langsam die alte Hand mit den langen Fingern und den weißen Härchen verschwindet. Paula steht auf, zieht sich an und geht. Sie verlässt das große Haus durch die Hintertüre und steigt über den weißen Palisadenzaun, um nicht dem Postboten zu begegnen. Bedrückt blickt sie auf das schöne Haus zurück und hofft, die Hand habe ihr nichts aus dem Brustkorb gerissen, sie würde nicht wiederkommen, um es zurück zu holen, und überhaupt: Große Mädchen lassen sich nicht mehr verletzen. Kurz vor vier. Paula wankt alleine die leere Straße nach Hause und streift sich die Haare aus dem Gesicht. Ihre bloßen Füße machen kein Geräusch auf dem Asphalt. Neben ihr hält ein schwarzes Auto, Paula weiß, dass es Midas ist. Sie weiß auch, dass die Hand im Bett etwas gestohlen hat, etwas, was sie wieder braucht. Paula ging es heute nicht gut. Ich weiß, etwas melodramatisch die Stimmung hier. Paula nickt nachdenklich, lächelt und ein gar nicht so altes Mädchen steigt in ein viel zu großes Auto.

Luisah Lindenbauer 6i



Maria Christina Ablinger 7a,
Die Utensilien der Venus,
Trompe-l'œil, Öl auf Leinwand

Pandora erzählt

Es war wie im Traum. Ein Pfad, auf dem ich wandelte, von weißen, durchscheinenden Tüchern umhüllt, die mir den Blick trübten. Es schien, als kämen sie aus meinem Kopf, als hätte sie jemand darin auf eine dünne Leine gehängt und kräftig hineingeblasen. Ich hörte sie in den Wind schlagen, sah mein Haar um meine Hüften wallen und spürte die Büchse in meiner Hand. Die scharfen Kanten, die zu acht Ecken zusammenliefen. Sie wog leicht, unbeschwert konnte ich durch diese Leintuchwelt wandern. Mit einem Seufzen, das täuschend dem einer Nymphe glich, drehte Pandora ihren Drehstuhl um 360°. Den Kopf schief gerichtet und ihre Augen voll auf den Spiegel konzentriert, strich sie sich eine blonde Strähne aus dem Gesicht. Vorsichtig setzte sie die Wimpernzange an. Auf meinem Weg nahm ich die verschiedensten Wesen wahr, Wesen, bei deren bloßen Anblick ein jeder andere dem Tod geweiht gewesen wäre. Doch ich hatte keine Zeit zur Furcht. Ich hatte einen Auftrag. Ich war eine Hure, Zeus mein Zuhälter.

Pandora blinzelte ein paarmal schnell. Ihre perfekt manikürten Finger griffen nach dem dunkelroten Lippenstift, nahmen die Kappe herunter, drehten das farbige Fett heraus und ließen es von links nach rechts und von rechts nach links über ihre Lippen gleiten. Danach presste sie diese abwechselnd aufeinander und formte sie zu einem O. Mit dem Zeigefinger zog sie die Konturen nach. Als ich bei Epimetheus’ Haus angelangt war, wusste ich genau, was ich zu tun hatte. Ich bin mir allerdings nicht ehr sicher, ob mir überhaupt bewusst war, welch bedeutenden Inhalt das Ding hatte, das ich übergeben sollte. In mir brodelte eine Mischung aus kindlicher Naivität und jugendlicher Geilheit. Ich wusste genau, dass ich schön war. Ich wusste, er könnte sich mir nicht widersetzen. Ich wusste, Zeus würde zufrieden mit mir sein. Pandora schloss kurz die Augen. Ihr Gesicht war in ein angenehm warmes Licht getaucht, das von den Lämpchen rund um den Spiegel ausging. Als ich im Begriff war zu gehen, hielt Epimetheus meine Hand fest. „Pandora, würdest du nicht auch gerne wissen, welches Geschenk die Götter den Menschen machen?“ Wir

würden es noch früh genug erfahren, antwortete ich ihm mechanisch und dass er nur der Überbringer sein sollte. Murrend ließ er mich ziehen. Sie schraubte ihren flüssigen Kajalstift auf und zog sorgfältig ihren Lidstrich nach. Auf meinem leintuchverhüllten Weg zurück zum Olymp hörte plötzlich der Wind auf zu wehen. Es war, als wäre die Welt gestorben. Keine Vögel, kein Baum, kein Grashalm regte sich. Als stünde die Zeit. Ihre Tränendrüse hatte wohl einen kleinen Reiz erhalten, denn Pandoras Augen wirkten verdächtig feucht. Als ich mich umsah, begann der Schleier sich aufzulösen. Die Welt um mich herum bewegte sich wieder, doch mir wurde kalt. Eine unbeschreiblich grässliche Kälte umhüllte mich nun anstelle des weißen Leintuchwaldes. Sie biss sich an meinen Knochen fest, ließ mich um Atem ringen. Ich hatte die erste Erkenntnis meines bis dahin so kurzen Lebens: Etwas Schreckliches musste geschehen sein.

Julia Tomitza 6I

Back to Black

Der Mensch, der mich am meisten hasst, bin immer noch ich selbst...

Emo, eine Jugendkultur zwischen ersehnter Individualität und Kommerz

Kennt ihr schon die neue Emo-Pizza? Sie schneidet sich selbst! Was ist ein Emo in einer Flasche? Wein! Es gibt kaum mehr Jugendliche, die diese Sprüche nicht kennen, aber ungefähr genauso wenige, die wissen, was eigentlich dahintersteckt. Wir haben Salzburgs Jugendliche zum Thema Emo befragt.

Tiefrot verschwindet die Sonne hinter dem Mönchsberg. Das helle Sonnenlicht weicht einer kühlen Brise, die den Geruch des anbrechenden Frühlings mit sich bringt. Nur noch wenige Paare spazieren den asphaltierten Gehweg entlang. Zu ihrer Linken sitzen Gruppen schwarzer Gestalten, deren Schuhe über den Schotter scharren. Auf der anderen Seite, der Böschung, sind ebenso dunkle Silhouetten zu erkennen; liegend, trinkend, lachend. Die 14-jährige Kathi* steht am Kai, ihren Blick über die Böschung auf die Salzach gerichtet. Sie trägt einen schwarzen knielangen Rock, darunter eine gleichfarbige Leggings. Ihre dunkel gefärbten Stirnfransen verdecken ihre dick mit Eyeliner umrandeten Augen, die Haarspitzen fallen auf das weiß-schwarz-karierte Palästina-Sertuch, das unter der schwarzen Jacke hervorblitzt. Die weiße Masche sticht aus dem Gesamtbild hervor wie auch die Armbänder. Deren grelles Pink durchbricht das düstere Bild, das die schwarzen Stulpen um ihre Handgelenke erzeugen. Neben ihr die ebenfalls 14-jährige Sophia*, die wie ihre Freundin ganz in Schwarz gekleidet ist. Bei ihr setzen pinke Strähnen, ein blau gestreifter Pulli und eine grellbunte Sternchenkette farbliche Akzente. Doch was steckt hinter diesem auffälligen Style? Emo, das ist eine Jugendsubkultur, die sich bereits zu einem internationalen Trend entwickelt hat, sowohl im Bereich der Mode als auch der Einstellung. Ursprünglich bezeichnete Emo ein Subgenre des Hardcore-Punk, das sich durch verstärkte Auseinandersetzung mit Gefühlen und Beschäftigung mit Themen wie Liebe und Freundschaft auszeichnet. „Das weiß heutzutage aber keiner mehr“, stellt Sophia fest; die meisten verstünden unter Emo nur die momentan sehr populäre Jugendbewegung. Oft gingen die Musik und der Lifestyle miteinander einher, das sei aber nicht immer so. „Es gibt eigentlich drei Arten, Emo zu definieren“, ergänzt ihre Freundin Kathi. „Den Musikstil, die Lebenseinstellung und den Modetrend.“ Letzterer ist in Bekleidungsgeschäften derzeit leicht zu finden, in schlichtem Schwarz, schrillen Farben und Weiß, die in Form von Streifen, Punkten, Sternchen, Totenkopf- oder Schachbrettmustern miteinander kombiniert sind. Maschen, bunte Extensions, kindlich verspielte Accessoires, figurbetonte Schnitte und Schuhe wie Vans und Converse dürfen ebenfalls nicht fehlen. „Aber man sollte nicht alles davon mischen“, meint Kathi. „Man sollte seinen eigenen Stil haben“, stimmt Sophia ihr zu, „sein eigenes Emo“. Die Einstellung jedoch ist nicht so leicht auf den Punkt zu bringen. Der Großteil der Jugendlichen verbindet mit dem Begriff Emo eine negative Lebenseinstellung, Pessimismus und depressives, oftmals auch selbstzerstörerisches Verhalten. „Alle Emos ritzen sich“ ist ein oft gehörtes Vorurteil. Jedoch ist das Wort „emotional“ nicht ausschließlich im negativen Sinne zu verstehen. „Emo bedeutet eigentlich nur, dass man emotional ist, sich traut, seine Gefühle zu zeigen, einfach anders zu sein. Es gibt auch glückliche Emos. Emos sind nicht immer depri. Ob man als Emo glücklich oder traurig ist, macht für mich keinen großen Unterschied“, erklärt Kathi. Die 13-jährige Judith teilt ihre Meinung jedoch nicht. Sie trägt zwar den Emo-Style, bezeichnet sich selbst aber nicht als Emo, denn: „Die meisten Emos sind depressiv, lachen selten und ritzen sich.“ Der Standpunkt des 19-jährigen Philip ist da

etwas radikaler: „Emos sind pseudo-depri. Sie haben keine Freunde und keiner hört ihnen zu. Und deswegen ritzen sie sich, obwohl es ihnen in Wirklichkeit nicht halb so schlecht geht, wie sie tun. Kleine Kinder, die nicht wissen, wovon sie reden.“ Er ist der Meinung, mit sechzehn ginge diese Phase endgültig vorbei. Auch die anderen Befragten stellen eine Obergrenze von maximal neunzehn Jahren fest. Eine Untergrenze hingegen gibt es nicht mehr. Oft werden sogar 10-Jährige gesichtet, die den Emo-Stil tragen. Doch nicht nur die jüngsten Anhänger dieser „Szene“ schmücken sich mit Haarspangen oder Taschen mit niedlichen Motiven. Nein, „Hello Kitty“, die kleine knuffige Katze mit dem Babyface gehört genauso zur Alltagskleidung eines Emos wie der Nietengürtel. Unter anderem unterscheiden diese kleinen auffälligen Accessoires sie von der „Schwarzen Szene“. Viele Goths und Metaller fühlen sich von Vergleichen mit der Emo-Szene beleidigt, denn sie wollen sich klar von dieser Jugendsubkultur differenzieren. Der 17-jährige Marian, ein überzeugter Metaller, meint, die vielen Emos würden ein schlechtes Bild auf die Schwarze Szene. „Ich habe einige negative Erfahrungen mit Emos gemacht. Viele von denen sind ziemlich arrogant“, erzählt die 18-jährige Janine, die der Gothic-Szene angehört. „Aber da ich mich selbst vorwiegend schwarz kleide, halten mich die Leute oft für einen Emo. Das nervt ziemlich.“ Mit Kritik und negativen Reaktionen ihren Style betreffend haben Kathi und Sophia ständig zu kämpfen. Vor allem der Anfang war für die beiden Mädchen schwer: „Meine Mum war erstmal total geschockt, als sie mich gesehen hat, und hat gemeint, ich sähe aus wie der Tod. Sie sagt, wenn ich später Fotos von mir anschau, werde ich sie verstehen und bereuen, so gewesen zu sein“, schildert uns Sophia. Auch Kathi konnte ihre Familie nicht überzeugen, nicht einmal ihre Freunde akzeptieren ihren neuen Lifestyle: „Ältere Freunde sagen alle, ich sollte wieder so werden, wie ich früher war. Dass ich es unterdrücke, wenn es mir schlecht geht, wenn andere dabei sind.“ Schwer ist es auch, die beiden Freundeskreise zu verbinden, da ihre Freunde der Emo-Szene kritisch gegenüber stehen. Das ist einer der Gründe dafür, dass sie weniger Zeit mit ihren Klassenkollegen als mit ihren Freunden voraußerhalb verbringen, Freunden, mit denen sie über ihre Probleme offen reden können, ohne auf ihr Äußeres reduziert zu werden. Genau das widerfährt ihnen jeden Tag in der Schule, denn auch ihre Lehrer ziehen aus ihrem Aussehen voreilige Schlüsse und versuchen mit falschen Mitteln zu helfen. Der Kleidungsstil wird mit psychischen Problemen assoziiert, und nicht selten erhalten die beiden den (wenn auch gut gemeinten) Rat, zum Schulpsychologen zu gehen. Dass dies keinen Sinn habe, sind sich beide einig. Sie verleugnen zwar nicht, Probleme zu haben, jedoch könne ihnen der Schulpsychologe nicht helfen. „Er geht nicht wirklich auf mich ein und versteht mich nicht. Außerdem sollte ich mir vorher einen Termin geben lassen. Nur kann ich nicht eine Woche vorher wissen, dass es mir am Dienstag schlecht gehen wird.“ Dabei ist professionelle Hilfe für die beiden durchaus ein Thema. Ihre Grundstimmung ist nicht immer fröhlich, sie kommen mit einigen Situationen nicht klar und fühlen sich manchmal fehl am Platz. Selbstverletzendes Verhalten (SVV) ist ihnen nicht fremd. Allerdings müssten Ansprechpartner „wirklich gute Psychologen“ sein, „wie zum Beispiel die in der Klinik“. Aus Erfahrung weiß Sophia, dass gezielte Therapien von gut ausgebildeten Psychologen eine starke positive Wirkung haben können. Selbstverständlich sind andere Jugendliche genauso von (nicht ausschließlicher) pubertätsbedingten psychischen Problemen betroffen. „Schließlich ist es eine schwierige Zeit, in der man lernen muss, mit sich selbst und der Umwelt klar zu kommen. Man befindet sich auf Identitätssuche und oft treten Selbstzweifel oder Fragen nach der Sinnhaftigkeit des Lebens auf. Speziell in diesem Lebensabschnitt kommt es verstärkt zu Depressionen, die mitunter auch mit SVV einhergehen“, äußert sich ein Experte einer Jugendnotrufnummer zu diesem Thema. Jedoch sind viele der jugendlichen Befragten der Ansicht, dass in der betreffenden Jugendkultur Traurigkeit, Depressi-

onen und auch Selbstverletzung häufiger vorkommen als anderswo, sogar die meisten Emos bestätigen dies. „Der Style kommt nach der Einstellung“, meinen sie. Die 16-jährige Melanie denkt, „dass einige von SVV betroffenen Personen irgendwann auf die Idee kommen, ihre Gefühle nach außen zu bringen und sich den Emo-Style suchen, der für Selbstverletzung ja berühmt-berüchtigt ist. Aber natürlich gibt es sehr viele, denen man es nicht ansieht.“ Auch Kathi sagt aus, ihr selbstverletzendes Verhalten sei schon länger dagewesen. Irgendwann habe sie begonnen, öfter mal Zigaretten auf ihrer Hand auszudrücken, Heißkleber über ihre Hand rinnen zu lassen oder sich hin und wieder „zufällig“ mit dem Bügeleisen über die Hand zu fahren. Schmerzen, die nach und nach zur Gewohnheit wurden. „Ich kann mich nicht leiden. Ich wollte mich selbst dafür bestrafen, dass ich so bin, wie ich bin“, erklärt sie leise, aber dennoch mit erstaunlicher Fassung. Irgendwann sei dann das Ritzen gekommen, an dem sie schlussendlich festgehalten habe. Die Schmerzen bauen für kurze Zeit Druck und Kummer etwas ab, danach sinkt die Stimmung aber meist noch tiefer. „Klar hab ich probiert, aufzuhören. Die Narben sind ja nicht schön.“ Doch es sei ein Teufelskreis. Der 17-jährige Christopher meint, es gebe immer einen anderen Ausweg als Selbstverletzung. „Ritzen zeugt von charakterlicher Schwäche“. Ja, das tut es, sagen auch die Betroffenen. Und es ist nicht leicht, diese zu bekämpfen. Trotzdem besteht die Gefahr, dass gerade di-

ese charakterliche Schwäche zum Trend wird. Immer mehr Jugendliche ritzen sich, weil es eben „Made“ ist, und sie sich dadurch eine Möglichkeit schaffen, im Mittelpunkt zu stehen. Ein kalter Schlag ins Gesicht derer, die wirklich an SVV leiden und davon wegkommen wollen. Kathi und Sophia haben sich beide vorgenommen „clean“ zu werden. Aber selbst dann bleiben die Narben. Ein altbekanntes Sprichwort sagt: Die Zeit heilt Wunden, aber die Narben nicht. Auch ihrem Style werden die beiden voraussichtlich nicht auf Dauer treu bleiben können. „Als Erwachsener kann ich mich im Berufsalltag nicht so kleiden“, ist sich Sophia im Klaren. Auch Kathi denkt, dass diese Phase mit Ende der Pubertät vorübergehe. „Doch bis dahin...“ Mittlerweile ist es stockdunkel in der Stadt. Unser Gespräch hat so lange gedauert, dass sich inzwischen auch das fehlende Abendessen bemerkbar macht. „Wir könnten zu McDonalds gehen“, schlägt jemand vor. „Aber bloß kein Happy Meal“, sagt ein anderer. Ist geritzt.

Daniela Schlager 6i und Bea Grubenthal 6m



Anders sein, sich abgrenzen und dennoch zu einer Gemeinschaft gehören – Jugendliche schaffen sich ihre eigenen mythischen Bezugssysteme – hier gelten eigene Regeln und Werte, hier wird ein „anderer“ Stil verfolgt, andere Rituale bestimmen den Umgang und die Selbstinszenierung. Hier wird nach dem wahren Ich gesucht, paradoxerweise, indem vor allem nachgeahmt wird. Der Einzelne verschwindet in einem subkulturellen Mythos, wo er sich zu finden hofft.

Die Augen offen halten, wie Kinder es tun

Der Kiefer-Pavillon im FurtwänglerPark. Ein Versuch zu sehen.

In den vergangenen Monaten durfte eine erregte oder befremdete Öffentlichkeit die mediale Wortflut zum von Anselm Kiefer gestalteten Pavillon im Furtwänglerpark über sich ergehen lassen. Da sich der Künstler sehr häufig mit mythologischen Themen beschäftigt, setzten sich SchülerInnen der 8. Klasse mit seinem Werk und mit dem folgenden öffentlichen Schlagabtausch in Salzburg auseinander. Wer in den letzten Jahrzehnten den öffentlichen Diskurs über zeitgenössische Kunst in Salzburg verfolgt hat, dürfte wenig Neues entdecken: Mangelnde Offenheit, auf soliden Ressentiments behäbig ruhende Urteile, erschreckende Aggressivität, die jede sinnvolle Auseinandersetzung ins Reich der Utopie verweist, auf der einen Seite, auf der anderen ein notwendiger, oft aber wenig sinnvoller Verteidigungsreflex, der auf die überkommene auratische Kraft des Prominenten setzt.

Gudrun Seidenauer

„Wach im Zigeunerlager und wach im Wüstenzelt es rinnt uns der Sand aus den Haaren, dein und mein Alter und das Alter der Welt misst man nicht nach den Jahren.“

Ingeborg Bachmann „Das Spiel ist aus“

Zeitlose Mythologie. In der Kirche zur Messe und dann in der Wüste. Geschlossene Räume betreten. Zugänge finden zur Offenheit. Lose in die Zeit gebunden. Was ist Kunst? Was kann sie sagen und was will sie sein? Wodüßer muss sie schweigen und wann verstellt sie sich? Wer schafft sie und wer erklärt sie? Wer kritisiert und wer bewundert sie? Wer stellt sie aus und wer geht hin, um sie sich anzusehen?

Der deutsche Künstler Anselm Kiefer setzt sich in seinen Werken mit Themen der Vergangenheit, der Mythologie und der Literatur auseinander, mit archaischen Sehnsüchten und menschlichen Schwächen, den Verbrechen der NS-Zeit, mit Werken von Dichtern und Denkern. Seine Bilder sind nicht schön im konventionellen Sinne, sie sind sehr groß, wuchtig und sperrig, ungewöhnlich und beeindruckend, immer bedeutungsvoll, nicht immer in vordergründigem Sinne aussagekräftig. Den meisten seiner Arbeiten liegen als Ausgangsflächen Fotografien zu Grunde, die er dann mit Erde und anderen Rohmaterialien der Natur bearbeitet. Anselm Kiefer legt großen Wert auf die Auswahl der Materialien, die immer auch eigenständige Teile und Komponenten der Geschichten sind, die seine Bilder erzählen. Der Pavillon im Furtwängler Park, den Anselm Kiefer für Salzburg anfertigte, wurde für einige Wochen geöffnet, um den Menschen die Möglichkeit zu geben, sich mit den Kunstwerken im Inneren auseinanderzusetzen. Die linke Wand des Pavillons bedeckt eine „Wüste“. Ein überdimensionales Gemälde aus grauem Lehm und rötlichem Sand, bedeckt mit rostigem Nato-Draht. Das Bild hat keinen Rahmen, keine Begrenzung, es ist offen wie die Wüste, verlassen von Menschen, verlassen vom Krieg. Für Ingeborg. Gegenüber steht ein Regal mit Büchern, gebunden aus Bleiplatten vom Dach des Kölner Doms. Aus den Buchseiten wuchern Dornen, der Betrachter bleibt auf Distanz. Bücher schaffen Welten, ewige, dauerhafte, die immer wieder neu interpretiert und erfunden werden, der Zugang zu diesen ist schwer und doch bleibt er nur jenen völlig vorenthalten, die Auseinandersetzungen mit den eigenen Überzeugungen, Konfrontationen mit anderen Denkweisen und neue Perspektiven scheuen. Das Licht fällt quadratisch durch ein Fenster in der Mitte der Decke. In der Kirche zur Messe und dann in der Wüste. Räume schaffen Atmosphäre und auch der Hintergrund, vor dem die Dinge stehen, liegt im Auge des Betrachters. Auf der Stirnseite des Raumes steht die Inschrift „A.E.I.O.U.“, so der Titel des Kunstwerkes. Zeitlose Mythologie, Symbole, die viele Deutungen zulassen. Nach endlosen Diskussionen, Streitgesprächen, Beschwerden und Leserbriefen ist es uns fast unmöglich den Kiefer-Pavillon unvoreingenommen zu besichtigen. Aufgebrachte Kulturbeschützer, Stadtmenschen, Touristen, interessierte Gebildete, Persönlichkeiten, das Volk, alle sind sich ihrer Sache sicher, alle scheinen eine Meinung zu haben. Aber auch wir haben ein Urteil gefällt, nämlich, dass es manchmal besser ist, kein Urteil fällen zu wollen, dass der Versuch zu sehen, zu hören und zu fühlen, die Atmosphäre mit allen Sinnen wahrzunehmen, das Verständnis oder die Ratlosigkeit manchmal besser ist als der geläufige kunstkritische Kommentar. Die Kunst tritt uns gegenüber und wir halten uns zurück. Denn

wie es uns scheint, ist das in dieser Debatte die einzige Möglichkeit, einen ehrlichen Eindruck zu gewinnen und einen persönlichen Zugang oder die persönliche Unzugänglichkeit zu finden: die Augen offen zu halten, wie Kinder es tun.

Der Beitrag, den Salzburg TV im Jänner dieses Jahres zur Diskussion um den Kiefer-Pavillon leistet, ist ein Paradebeispiel für eine nur scheinbar objektive Berichterstattung und schockiert durch das Niveau der vielleicht sogar unbeabsichtigt manipulativen Reportage. Bevor der Pavillon auch nur im Bild ist, wird er von einer Gruppe deutscher Pensionisten bereits als Transformatorhaus und Miniaturbunker beschrieben und auch die Moderatorin findet nichts daran, statt von einem Kunstwerk nur von dem Betonwürfel und dem Bunker zu berichten. Die Gesprächspartner variieren zwar im Aussehen, meist aber nicht im Alter und schon gar nicht in ihren Ideen und ihrem Kunstverständnis. Das kann jo a jeder Maurerlehrling aufstellen so wos... is doch lächerlich, das is koa Kunst, das is ja a Müll, hört man in erstaunlichem Gleichklang. Zum Haus der Moderne, da könne man den Pavillon vielleicht hinversetzen. Positives wird nicht berichtet, auch nicht von Vertretern der Salzburgfoundation, die im Gegensatz zu all den anderen nicht direkt zum Kunstwerk befragt werden.

Der Betonwürfel stoße auf wenig Liebe, sowohl auf der Seite der Salzburger als auch auf Seite der Touristen, fasst die Nachrichtensprecherin die Beiträge zusammen. Die Salzburger würden, so heißt es, durch die absurde Idee, eben dieser ungeliebte Pavillon könnte zum neuen Wahrzeichen der Stadt werden, in Angst und Schrecken versetzt. Dass der Pavillon die Bauarbeiter im Furtwänglerpark nicht weiter störe, wird außerdem erwähnt, denn zur Rast in der Sonne sei der Betonwürfel, dessen Preis uns an dieser Stelle nicht verschwiegen wird, obwohl die Kosten keinesfalls von der Stadt getragen wurden, allemal geeignet. Es wird berichtet, dass der Pavillon nun zeitweise geöffnet sei um den Besuchern die inneren Werte des Kunstwerkes näher zu bringen – eine Aufgabe, an der Salzburg TV sichtlich nicht interessiert ist oder kläglich scheitert. Die einzelnen Objekte des Pavillons sind meist nur hinter einem wütenden Mob sichtbar, ein schneller Zoom über das Büchergestell ist das höchste der Gefühle. Nichts wird über Kiefers Arbeit, seine Überlegungen, seine Aussageabsicht berichtet – vom Künstler selbst erfährt man ebenso nur, dass Anselm (sic!) Kiefer nicht bereit sei, den Pavillon zu verschieben.

Was sich an dem Kunstwerk ändern würde, wenn es an einem anderen Platz stünde, wird Dr. Schaber von der Salzburg Foundation gefragt. Ja, da muss er auch erst mal überlegen, wird spitz verkündet, als dieser kurz zögert. Seine Antwort ist im Beitrag allerdings nicht enthalten. Unerwähnt bleibt auch, dass Anselm Kiefer den Pavillon speziell für diesen, von ihm gewählten Ort anfertigte und dass er in einem ganz bestimmten durchdachten Winkel zu den umliegenden Bauten steht. Am Ende des Beitrags ist der Zuseher kaum schlauer als zuvor. Viel wird vom Standort des Pavillons und dessen (Un-) Rechtmäßigkeit gesprochen, wenig aber vom Kunstwerk selbst. Traurigerweise gelang es der Reportage gerade durch diesen Mangel an Information den Blick vieler Salzburger auf den bisschen abstrakten Miniaturbunker zu verändern.

Simone Arnold & Anna Stockinger 8a

Museumsbeschwichtigung

*formarbende Leinbuntgespronkel
Raum in räumend Stillierung
schweigepfluchtiges flussterheiseres Gewaber
Ein-Aus-Druck*

*schwerig Küllmunst
mehr und masstens übergefüllert
Meerung der Gehirngeschwindungen
füllenderlich*

*trockend Schrittnig
sonst wenger läufend*

Katharina Scheinast 6i

Die Salzburger Nachrichten haben in ihrem Lokalteil mit Artikeln, Kommentaren, Bildern immer wieder über die Kontroverse zwischen Befürwortern und Gegnern des sogenannten „Kiefer-Pavillons“ berichtet. Die durchwegs genialen Fotos von SN-Fotografen Robert Ratzer wurden aber in einen eigenartigen heilsgeschichtlichen Kontext gestellt, der an eine barocke christliche Ikonografie erinnert. Mythische Überhöhungen durch die Bildtitel („Kiefers Kubus bleibt bei der Kirche“, SN 27. März 2008) oder Gesten der Heilserwartung verstärken diesen Eindruck. Die Serie verdichtet sich zu Bildbotschaften, die an apokalyptische Zustände und ans Pfingstwunder erinnern. Untergriffig vielleicht auch die Aussage „selig die Armen im Geiste, denn ihnen ist das Himmelreich“ (Steirerhut). Wie Phoenix aus der Asche erhebt sich der neue Pavillon an anderer Stelle, die schlechter ausgewählt nicht sein kann.

Anton Thiel



Bildessay zum Kieferpavillon (Scans aus der Lokalbeilage der SN, Robert Ratzer



Von der Macht und Vergeblichkeit unserer Bilder: Zwei Portraits hängen sich im Tunnel des Klausentors gegenüber. Ein rastloser Ort voll des Schmutzes und des Lärms, nicht begehbar, jedoch voll des transitorischen Moments. Im Bus oder Auto sitzend wird der durchgeschleuste Betrachter die anamorphotischen Portraits in einem kurzen Moment unverzerrt wahrnehmen (Sehwinkel ca. 30°). Dieser Augenblick ist wie das plötzliche Eintreten der Glückseligkeit in unser Bewusstsein, doch die Bewegung des Gefährts führt uns unerbittlich hinaus aus dem Tunnel ins Freie.

Flora Seierl 7m und Laurenz Batka 7i: Orpheus und Eurydike im Tunnel, Öl auf Leinwand, 4x 2,50 m x 1,20 m

Orpheus und Eurydike

Ihr Blick kitzelt seinen Nacken. Schleppenden Schrittes die letzten Stufen hinauf. Schweigend, sein Hals trocken, die Beine zitterig. Blut schießt in seinen Kopf, verpasst ihm unaufhörlich dumpfe Schläge. Er hört ihr Räuspern, ihren Atem und jedes Aufsetzen ihrer Füße auf dem rauen Stein. Immer dichter ist sie hinter ihm. Immer näher. Er streckt eine Hand nach hinten aus, aber sie streift nur kurz einen ihrer Finger. Sie fühlt sich grau an. Ihre Nasenspitze streift seinen Hinterkopf. „Wo bist du?“ Ein Schlag durchfährt ihn, die Antwort ist heiser und zögerlich. „Direkt hinter dir.“ Er will sie erfassen, und zwar jetzt, ganz gleich, was man ihm sagt. Direkt hinter dir. Sie fühlt sich so weit weg an. Klingt so zögerlich. So kalt. Ein Pochen, Hitze in seinem Kopf, schwarze Schatten vor seinen Blick. Er kann sie sehen. Ihre erstarrt aufgerissenen Augen. Ihr erschreckt zuckender Mund. „Und damit hast du mich verloren.“ Flüsternd. Er streckt die Hände nach ihr aus. Bekommt sie nicht mehr zu fassen. Sie entzieht sich ihm, stolpert rückwärts hinauf, läuft, ihr Blick immer noch ihm zugewandt. Fällt, rappelt sich hastig wieder auf. Und mit einem letzten Wimpernschlag erkennt er ihre Umrisse nur noch in der Ferne, hört ihre Schritte kaum merklich hallen. Verloren. Endgültig.

Teresa Schwaninger 6i



Traumfaden oder vom verschlungenen Weg des Lebens

Mythisches Erzählen ist voller Brüche und unerwarteter Wendungen. Diese Erzählstrategie gestalten wir im öffentlichen Raum mit unseren surrealen fahrbaren Plastiken. Ähnlich wie die Traumfaden der Aborigines sind auch die schlängelnden Bewegungen des modernen Flaneurs einem arationalen Prinzip unterworfen.

Orpheus und

Der Wasserhahn tropft
Immer weiter
hört nicht auf.
Er liebt.
Sie auch.
Ihr Lachen durchbricht die
kargen Betonmauern,
schallt durch das ganze Haus.
Der Wasserhahn tropft immer noch.
Gläser werden gefüllt,
getrunken,
nachgefüllt,
ausgeschüttet.
Bis er die Hand hebt.
Ihre Wange färbt sich rot.
Er liebte.
Sie auch.
Der Wasserhahn tropft nicht mehr.
Jemand hat ihn abgedreht.

Sophie Friedrich 6a

MUSISCHES GYMNASIUM

http://www.musgym.salzburg.at/BE/ausstellung/ausst_07/ausstel08.html



Impressum

für den Inhalt verantwortlich: Gudrun Seidenauer, Anton Thiel
Texte und Bilder: Arbeiten von SchülerInnen des Musischen Gymnasiums
Erscheinungsort: Musisches Gymnasium Salzburg, Haunsperstraße 77, mus.gymnasium@salzburg.at
Layout: Anton Thiel/Schüler
Druck: Data-Print Salzburg

Wir danken: Wir danken allen Sponsoren für die großzügige Unterstützung!



Ausstellung „Mythos“

(Bildnerische Erziehung, Werken, Textiles Gestalten)
des Musischen Gymnasiums

Unterstufe: Mittwoch, 4. Juli 2008;

Eröffnung: 18.00 Uhr im Schulgebäude

Oberstufe: Donnerstag, 5. Juli, 18.00 Uhr

im **LOFT** (Müllner Hauptstraße 1), im **Klausentor** (nur mit dem Bus!)
und in und vor der **Markuskirche** 18.00 Uhr